

6

Utt 496

1360

# Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

**Eduard Ottmann in Gießen,**

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

## Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

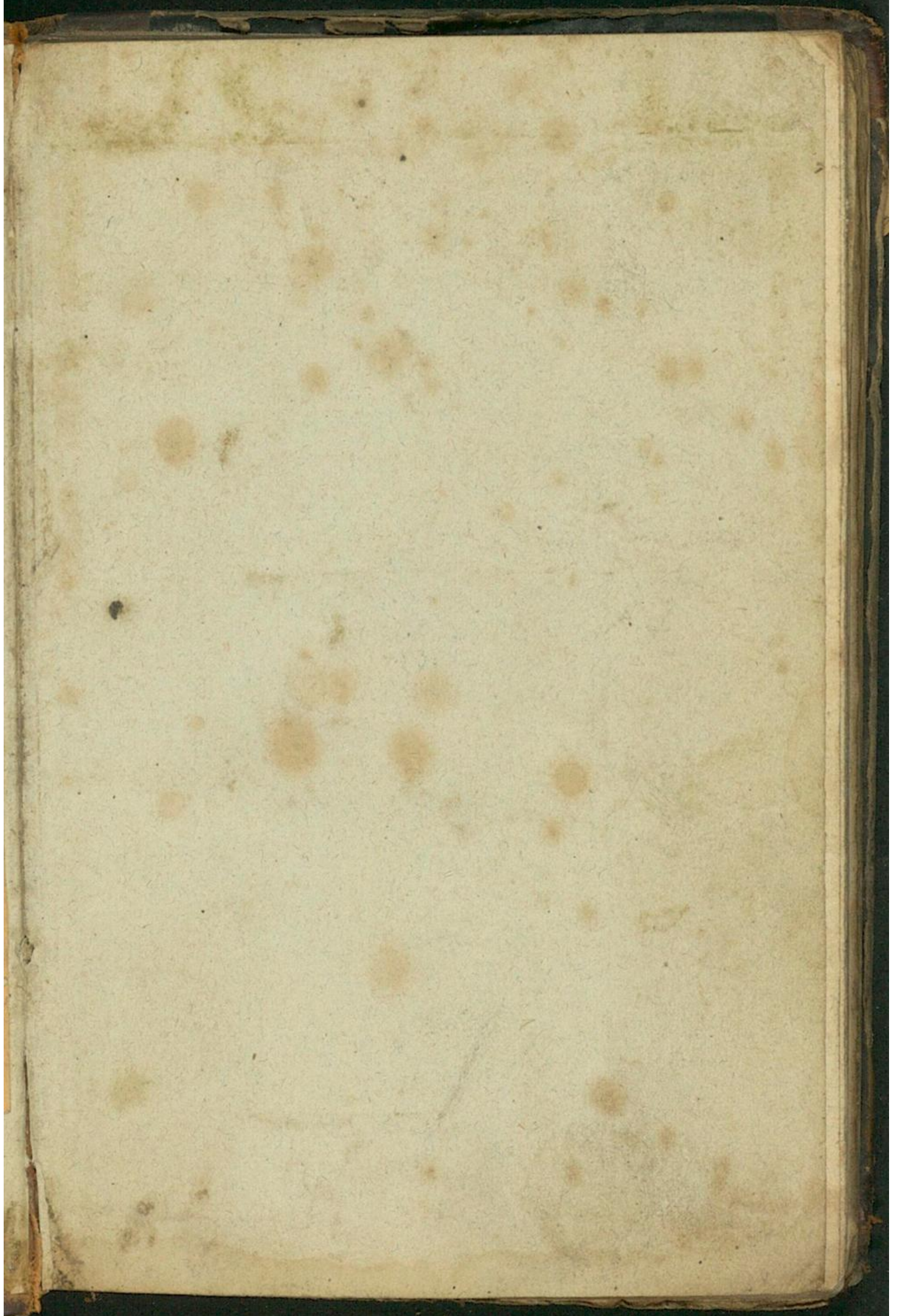
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

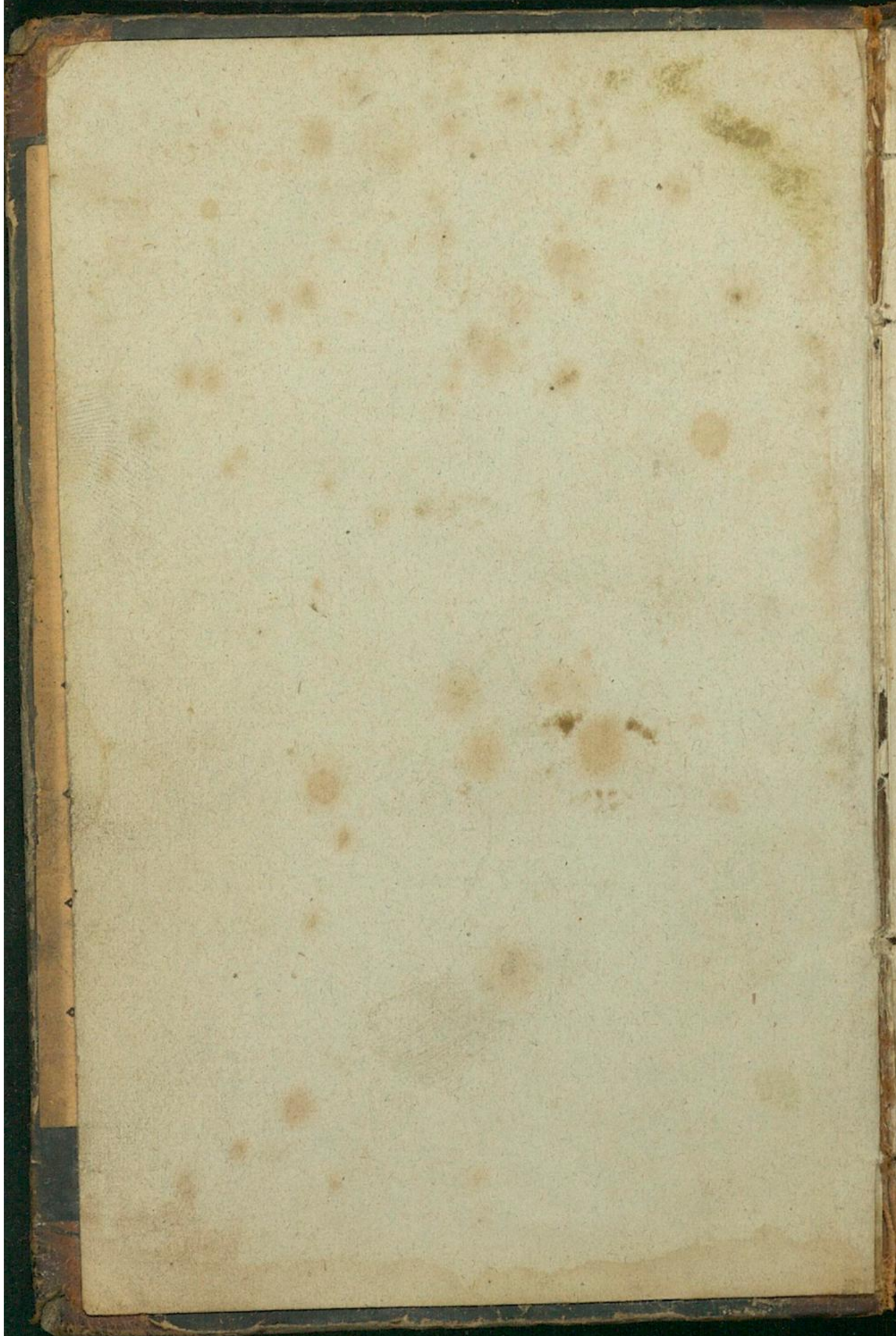
	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
für wöchentlich			
auf 1 Monat:	1 Wt. — Pf.	1 Wt. 50 Pf.	2 Wt. — Pf.
" 3	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Wertes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





Paul de Kock's  
humoristische Romane,

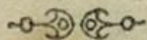
deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Siebenunddreißigster Theil.



Stuttgart:  
Scheible, Krieger & Sattler.

1844.



# Der Mann da!

Von

Paul de Kock.

---

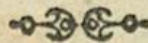
Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elzner.

---

Erster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1844.

Erstlich

von

Dr. Johann Baptist

von

Dr. Johann Baptist

Dr. Johann Baptist

Stuttgart

Verlag von J. Neuberger & Neuberger

1811

## Erstes Kapitel.

Zwei Liebende am Rande des Kanals.

Es war im Januarmond jenes von Schwachköpfen und alten Mütterchen so sehr gefürchteten Jahres 1840 (denn nach der Prophezeihung mehr als Eines Kalenders sollte es, wo nicht das letzte, so doch eines der mörderischsten unsers Planeten werden), als sieben Uhr Abends bei grimmigem Wetter ein junger gutgekleideter Mann auf dem Quai Balmy längs dem Kanalufer auf und ab ging, jenem neuen Viertel von Paris, das in einigen Jahren recht heiter, lebhaft und gut gepflastert werden dürfte; freilich ist es bis jetzt noch nicht so weit.

Der Theil des Quai, auf dem sich unser Spaziergänger hielt, war deren einer, wo noch wenige Wohnungen zu sehen sind, wo es den Häuserbesitzern an Miethsleuten fehlt, und wo man ebendaher selbst bei Tag und schönem Wetter nur wenigen Leuten begegnet. Hieraus ist leicht zu ermessen, daß dieser Platz zur Abendzeit menschenleer sein mußte, vollends bei kalter, regnerischer Witterung, wo die alle Augenblicke sich erhebenden Windstöße jeden Vorübergehenden zu einer Bewegung nach dem Kopfe zwangen,

um dort den Hut zu halten, den sonst der Wind mit fortgerissen und in den Kanal geschleudert hätte.

Es war ein Wetter, wo man nach dem alten Sprüchwort keinen Hund aus dem Hause jagen sollte; ein Wetter, wo man in der That ein dringendes Geschäft haben muß, um auszugehen; ein Wetter, wo man, um in einer Straße Schildwache zu stehen, entweder verliebt, oder ein Dieb, oder eifersüchtig seyn muß.

Die auf dem Quai hin und her wandelnde Person machte manchmal zehn, manchmal zwanzig Schritte, worauf sie dann stehen blieb, auf die Uhr sah, einige Minuten regungslos verharrte, wieder ihre Schritte machte und dieß Manöver immer wieder von vorne anfang. Indessen wandten sich seine Augen beinahe immer auf dieselbe Seite hin: er schaute nach den Fenstern eines ziemlich schönen Hauses und betrachtete sich besonders aufmerksam den ersten Stock, wo man Licht von einem Zimmer in das andere hin und her gehen sah.

Wenn nun der junge Mann manchmal seinen Gang eine Weile so machte, daß er dabei das Auge unverwandt auf die Fenster des Hauses richtete, wo allem Vermuthen nach eine Person wohnte, die er erwartete, so konnte ihm öfters der Unfall begegnen, daß er mit seinem Stiefel in eine Pfütze trat und bis an die Knie in den Roth sank, wie es zu gehen pflegt, wenn man nach den Vögeln sieht statt auf den Boden. In solchem Falle blieb er mit einem kräftigen Fluche stehen, was freilich den beschmutzten

Fuß nicht wieder sauber machte, aber doch immerhin ein probates Mittel ist, die Aufwallung des Zornes einigermaßen zu dämpfen. Ja, es konnte ihm zu guter Letzt einfallen, hastig fortzustürzen, wie wenn er sich vorgenommen hätte, sich zu entfernen und nicht länger zu warten; hatte er jedoch etwa zweihundert Schritte mit der gleichen Entschlossenheit gethan, so wurde sein Gang wieder langsamer und gemäßigter; er stand dann still, kehrte um, ging wieder auf und ab, und machte von Neuem den Schildwachesther vor dem Hause, wo man Licht hin und her gehen sah.

Einmal, als er wieder in ein Loch mit seinem Fuße getreten war, machte der Erwartungsvolle eine Bewegung der Ungeduld und hielt folgendes Selbstgespräch: „Bei Gott, ich bin doch recht albern, hier in der Kälte, in Wind und Regen zu warten, in's Wasser zu waten, mich zu beschmutzen, während ich jetzt zu Hause sein könnte, ein lustiges Feuer auf dem Kamin, die Füße auf dem Wärmeschemel, den bequemen Schlafrock umgeworfen, ja, oder bei einem guten Freunde, oder im Theater, oder sonst wo, denn es gibt wahrhaftig kein Plätzchen, wo ich nicht bessere Unterkunft fände als hier. Und doch, wenn ich wieder sage: ich bleibe, biete Troß dem Wetter, Troß dem Schnupfen, dem Schmutze, den Dieben, die auch hier am Ufer des Kanals ihr edles Handwerk treiben sollen, weil ich Hoffnung habe, eine Frau zu sprechen, in die ich verliebt bin, eine Frau, deren Besitz mich glücklich macht, eine Frau, die ich

anbete, so kann mich dieß hinlänglich entschuldigen, hier in so schauderbaster Witterung Schildwache zu stehen... Allein noch mehr. Ich frage, bin ich in Emmeline verliebt? Muß ein Verliebter eine so heftige Leidenschaft, welche jedes Hinderniß zu besiegen im Stande ist, um zum Besitze der geliebten Person zu gelangen, nicht auch auf die Probe setzen? Muß er nicht Tag und Nacht an den Gegenstand seiner zärtlichen Neigung denken? Muß er nicht unaufhörlich von Leid zu Freud, von Verzweiflung zur Hoffnung übergehen? O, nur zu gut weiß ich, was wahre Liebe ist! Nachdem ich so viele Geliebten gehabt habe, wäre ich in der That unglücklich, hätte ich die Liebe nicht kennen gelernt. Und wenn ich es reiflich überlege, so glaube ich selbst, daß ich alle mehr oder weniger geliebt habe. Drum vorwärts! Schön, noch eine Wasserpfütze! O du Aller-Welts-Plätzchen zu einem Stelldichein!"

Unser Spaziergänger schüttelte das Wasser von den Füßen, sah wieder auf die Uhr, betrachtete sich die Fenster des ersten Stockes jenes großen Hauses, that wieder einige Schritte und nahm sofort den Faden seiner Selbstbetrachtungen wieder auf: „Und Emmeline? Wahrhaftig, ich hätte sie fast vergessen! In der großen Welt war's, wo ich mit ihr zusammentraf, in dieser überspannten Welt, wo man auf philosophische Weise mit der Frau lebt, die Einem gefällt, wo die Frauen den Namen des Mannes führen, mit dem sie so lange zusammenwohnen, bis ein Zank, eine Treulosigkeit, eine neue Leidenschaft

einen Bruch und eine Scheidung herbeiführt, welche dann in aller Ordnung, ohne Geräusch und Scandal, vor sich gehen. So lebt auch Emmeline mit einem Gewerbsmanne und führt den Namen Frau Reginald; sie ist keine Maitresse, denn eine Maitresse lebt nicht als Ehegespons mit ihrem Geliebten, sie zieht es vor, ihren eigenen Herd zu haben und hat wahrhaftig hierin Recht. Eine Frau jedoch, die sich einem Manne vergibt, wohnt mit ihm zusammen und trägt seinen Namen; sie hat alle die Sorgen und Widerwärtigkeiten, alle die Langeweile einer Haushaltung, ohne auch nur deren Vortheile zu genießen. Arme Emmeline! Herr Reginald ist reich, aber ich weiß nur zu gut, daß er Dich nicht glücklich macht. Ich möchte nur wissen, was diese Herren denken, die, wenn sie die Liebe zu einer Frau dahin gebracht hat, sich mit ihr zu verbinden, ihr nicht den Namen einer Gattin geben und sie nicht wie ihre Frau behandeln! Oder wie? Ihr verliebet euch in eine Frau, auf daß ihr sie Tag und Nacht bei euch haben müßt; allein fangt ihr dann etwa an, diese eure Frau mit Vergnügungen aller Art zu umgeben? Seid ihr dann mehr um sie als ein Liebhaber, kommt ihr ihren Wünschen zuvor, tragt ihr Sorge, daß sie auch nicht einen Augenblick Langeweile bekomme, daß eure Wohnung ihr angenehm sei? Führet ihr sie in's Theater, auf den Ball, auf die Promenade, kurz, verschaffet ihr derselben tausend Zerstreungen, damit sie sich nicht nach der Freiheit zurücksehne, die sie euch geopfert hat? Gott behüte! So macht es

der größte Theil dieser Herren ganz und gar nicht. Kaum haben Sie ihre Frau bei sich, so fangen sie an, ihr alte Hemden und Strümpfe zum Flickn und Knöpfe zum Annähen an die Hosen zu geben: das ist die hoch und theuer geschätzte Verbindlichkeit, sie angenehm zu unterhalten! Sofort halten sie sie dazu an, die Kleinigkeiten des Hauswesens sorgfältig zu überwachen, die Rechnungen der Magd und der Wäscherin in Richtigkeit zu bringen, ihnen Hemdkrägen zu stärken, Halsbinden zu säumen. Was dann endlich das Non plus ultra ihres Glückes sein soll, das ist, sich in der Küche zu beschäftigen und zu lernen, wie man einen kalesutischen Hahn füllt oder wie man eine Chokolade-Crème zubereitet. Arme bedauernswerthe Frauen! Euren guten Willen, Euch zu Rätherinnen und Köchinnen herzugeben, zu belohnen, wird man euch etwa wenigstens zarte Sorgfalt beweisen, wird man euch an Liebe ersetzen, was euch bei häuslicher Beschwerlichkeit und Mühe verloren geht? O nein! Euer Herr Gemahl wird verdrießlich, zankfüchtig, jähzornig sein; kaum werdet ihr euch unter dem Dach des Geliebten befinden, so wird er ein nur gar nicht liebenswürdiger Ehemann werden; er wird ohne euch in die Stadt gehen, dort zu Mittag zu speisen, er wird euch am Abend allein lassen, um euch der Langeweile zu übergeben und auf sich warten zu lassen, er wird es übel nehmen, daß ihr ihn batet, auszugehen, und wird erstaunen, daß ihr euch nicht überschwänglich glücklich bei ihm findet. . . Siehe da Emmelinens Geschichte! Ihr Herr

Reginald ist jung, hübsch, reich; warum ist er nicht zufrieden, im Besitze einer wohlgebildeten, reizenden Frau zu sein, denn Emmeline ist in der That liebenswürdig?! Statt sich glücklich in ihrem Besitze zu fühlen, vernachlässigt er sie gänzlich, seit sie bei ihm wohnt, läßt sie beinahe immer allein, läuft fort, sich mit seinen Freunden, vielleicht mit andern Frauen zu vergnügen, und erinnert sich nicht bald, daß er bei seiner Frau wohnt, als bis er Abends in sein Haus tritt und seine Pantoffeln und ein wohl-gewärmtes Bett findet. Und dann sind diese Herren noch hocheerstaunt, daß man ihnen nicht treu sei . . . In einem Concerte war's, wo ich mich mit dieser jungen Frau zusammenfand. Ich dachte wahrhaftig nicht daran, ihr die Cour zu machen, allein ich fand sie liebenswürdig und sagte ihr jene Artigkeiten, die sich immer ungesucht geben, wenn uns eine Frau gefällt, auch wenn man nicht verliebt ist. Ich war erstaunt, die Wahrnehmung zu machen, daß sie mir mit Gefühl, mit Zärtlichkeit antwortete, ja, daß sie das im Ernste nahm, was ich nur so obenhin gesagt hatte. Wer wird aber in solchem Falle, ohne ungezogen zu sein, einer Dame antworten: Ich sagte Dieß und Jenes zu Ihnen, aber es ist kein wahres Wort daran! Das wäre für's Erste sehr unhöflich, für's Zweite kann so davon keine Rede sein, wenn die Frau, die uns eine zarte Aufmerksamkeit bezeugt hat, jung und liebenswürdig ist; man fühlt sich vielmehr geschmeichelt, ihr zu gefallen, man sieht sich in einen Zustand der Unruhe, der Genugthuung ver-

setzt, welcher der Liebe ähnelst, und das Ende vom Lied ist, daß man sich überredet, wirklich verliebt zu sein... Ich gebe Emmelinen ein Stelldichein, sie kommt und ich bin Knall und Fall ihr Liebhaber. Drei Monate ist's, daß dieß Verhältniß dauert, und es wäre wohl bereits wieder zu Ende, wenn wir uns leichter hätten sehen und sprechen können; aber Vorsichtsmaßregeln, geheime Machinationen sind anzuwenden nöthig, und Hindernisse sind, wie bekannt, der erste Brennstoff der Liebe. Zu Allem hin verdient es dieser Herr Reginald nicht besser, eine so liebenswürdige Frau hintanzusetzen! Ich sage dieß, und an seiner Stelle hätte ich es vielleicht kein Haar besser als er gemacht! Wenn wir doch wenigstens den Vortheil aus den Fehlern Anderer zögen, daß wir dieselben nicht mehr begingen! Nein, es ist nicht meine Sache, mich zum Richter meines Nebenmenschen aufzuwerfen!"

Der junge Mann versank in seine Träumereien; er blieb fünf Minuten auf derselben Stelle stehen, um die Vorderseite des Hauses zu betrachten, und schien sich weder um Wind noch um Regen zu bekümmern. Man konnte sagen, es haben sich jetzt tiefe, ernsthafte Gedanken seines Geistes bemächtigt, er denke nicht mehr an seine Zusammenkunft und er bemerke es nicht, daß er am Ufer des Kanals sich befinde.

Da scholl ein heftiger Peitschenknall in seine Ohren und die heisere Stimme eines Fuhrmanns brachte ihn wieder zu sich selbst: „Platz, Platz, Mord lement!

Zehnmahl schreie ich: Achtung, und er rührt sich nicht von der Stelle! Ist nicht genug Platz auf beiden Seiten? Könnt Ihr die Mitte nicht den Fuhrleuten lassen? Seid Ihr betrunken, so ist dieß freilich ein verschiedener Casus. Meinetwegen, ich sagte Euch das Nöthige!“

Der, an den diese Worte gerichtet waren, fand nicht für nöthig, dem Fuhrmann zu antworten; er ging auf die Seite, ließ das Fuhrwerk vorbeifahren, sah dann auf seine Uhr und murmelte: „Halb acht Uhr! Bereits eine halbe Stunde gewartet, das ist lange, zumal bei solchem Wetter. Tibullus sagte: Quam juvat immites ventos andire cubantem!... Et dominam tenero detinuisse sinu! \* Aber das ist wahrhaftig kein Vergnügen, der Stürme ungestümes Toben zu hören und vom Regen durchnäßt zu werden, wenn man die Geliebte erwartet. Es ist entschieden, sie wird nicht mehr kommen! Und warum kommt sie nicht? Sie weiß doch, daß ich sie erwarte. Aber ihr Herr Gemahl ist vielleicht nicht ausgegangen und sie muß auch zu Hause bleiben. Mich dünkt, es hätte mir diesen Abend viel Vergnügen gewährt, sie zu sprechen. Es pflegt mir immer so zu gehen: wenn sie nicht erscheint, so werde ich unruhig, eifersüchtig, ich fürchte dann, sie möchte mich einem Andern nachsetzen und dann bin ich sterblich in sie verliebt! Wenn Einer, die Abwesenheit Reginalds benutzend, bei ihr wäre, während ich hier unter freiem Himmel Schild-

\* Welch' Vergnügen, im Bette der Winde Brausen zu hören, Und an der weichen Brust seiner Geliebten zu ruh'n!

wache stehe, pfui, das wäre schändlich! Und doch, warum sollte sie mich nicht hintergehen? Hintergeht sie doch ihn allerschönstens; ihn, aber mich? das kann nicht sein! Sie liebt mich; liebte sie mich nicht, was hätte sie dann für einen Grund, sich der Gefahr auszusetzen, mich zu sprechen? Aber ach, die Frauen sind so gefallsüchtig!... Fort denn, sie wird nicht kommen!“

Damit schaute der junge Mann von Neuem um sich: seine Blicke liefen an all den Lichtern auf und nieder, welche an den Fenstern der bewohnten Gemächer bemerkbar waren, und er sagte mit einem Seufzer: „Ich will wetten, in all diesen Zimmern, wo ich Licht sehe, ist die Liebe die Gesellschafterin der Meisten, die dort wohnen! Die jungen Arbeiterinnen denken an ihren Geliebten bei Beendigung ihres Tagewerks; die Einen werden ihn Sonntags sprechen, die Andern werden sich heute Abend wieder mit ihm zusammenfinden. Die Tochter jenes ehrlichen Bürgers ist in Gedanken mit ihrem Herzgeliebten beschäftigt, während sie Tapeten unter den Augen ihrer Eltern macht. Dort in einem neueingerichteten Hauswesen verschwenden junge Eheleute die zärtlichsten Liebkosungen gegen einander; bei andern, deren Liebe zu Ende, sind es geheime Liebeshändel, womit sich Mann und Frau beschäftigen; dort zählt eine eifersüchtige Frau die Stunden, bis ihr Mann nach Hause kommt; dort in jenem kleinen, von einer Grisette bewohnten Dachstübchen regiert Amors Scepter einen jungen Studenten. Alle diese Plätze sind

hübsch, so bald man nur den Gegenstand seiner Neigung dort in die Arme schließen kann. Kein Zweifel: die Liebe ist das höchste aller Güter; sehnt man sich nach dem Glücke, so ist es nur darum, weil es alle Hindernisse hinwegräumt, welche unsern Leidenschaften im Wege stehen. Das Glück ohne die Liebe ist eine ärmliche Sache, während dieser letztere Gefühlszustand uns schon für sich allein glücklich machen kann. Diesen Abend soll ich es jedoch nicht werden, wie es scheint. Gehen wir!"

Und dießmal machte der Herr wirklich ernst, sich zu entfernen. Da sah er im Dunkel zwei Personen auf sich zukommen. Es waren zwei Frauen. Die eine davon war von ziemlicher Größe, von leichter, zierlicher Haltung und Gestalt; ihre Füße schienen das Pflaster kaum zu berühren, während sie sich mit ihrem Arm auf den ihrer Begleiterin stützte. Diese Letztere war eine kleine, kurze, dicke Hausjungfer. Sie trug eine Haube, welche für eine Magd zu elegant gewesen wäre, und einen Regenschirm, den sie vielleicht aus Zerstretheit mehr über sich als ihre Gebieterin hielt; dabei hatte sie sich aufgeschürzt, wie wenn sie die Farbe ihrer Strümpfe und selbst noch etwas darüber hätte sehen lassen wollen. Bei Nacht jedoch, bei schlechtem, regnerischem Wetter und in einem wenig bewohnten Stadtviertel kann man es schon übersehen, wenn Personen des schönen Geschlechts sich etwas hoch aufschürzen. Begegnet man doch öfters bei hellem Tag und in sehr frequenten Straßen Damen, welche noch weit mehr sehen lassen. Diejenigen unter

ihnen, welche einen hübschen Fuß besitzen, zeigen überhaupt eine außerordentliche Achtsamkeit, sich am Kleide nicht zu beschmutzen. Der junge Mann erkannte die Person, auf welche er gewartet hatte, und lief ihr mit dem Ruf entgegen: „Schon dreiviertel Stunden bin ich hier... so eben wollte ich fort... Sie sind grausam, mich so lange warten zu lassen! — Mein Gott, bin ich schuldig daran, mein Freund? Können Sie glauben, daß mich die Ungeduld weniger peinigte als Sie? Magdalene (und hier wandte sie sich zu ihrer Begleiterin), Sie werden mich bei der Krämerin wieder treffen; Sie wissen, ich werde in dreiviertel Stunden dort sein. Wenn Sie sonst einen Gang zu machen haben, so machen Sie ihn, später werden Sie dahin gehen, wo ich Ihnen gesagt habe. — Ja, Madame, aber bleiben Sie nicht zu lange aus; Herr Reginald machte eine gar zu komische Miene, als Sie durchaus darauf bestanden, schottischen Faden kaufen zu wollen bei einem Wetter, wo es Schmiedknechte... — Gut, gehen Sie doch, Magdalene! — Will Madame den Regenschirm behalten? — Verstehst sich; Sie sehen ja, daß Adhemar keinen hat. — Ich, einen Regenschirm nehmen? Nein, um alle Welt, da will ich lieber durchnäßt werden. — Das ist mir ein schnackischer Gedanke! Meine Haube wird schön davon kommen; das ist in der That belustigend. — So lassen Sie uns doch in Ruhe, Magdalene! — O schön; seht mir wieder die Verliebten! Das ist ihnen einerlei, wenn Andere pudelnäß werden.“

Und so, fortwährend leise vor sich hinbrummend,

lenkte die Hausjungfer ihre Schritte auf die Brücke zu, indem sie ihren Rock aufschürzte, wie wenn sie darin ein Pfund Kirschen trüge.

Unser Pärchen ist nun allein: sie halten sich die Arme, drücken sie heftig, blicken einander in die Augen und umarmen sich zärtlich, vom Regenschirm nicht ganz geschützt, doch wenig besorgt um das Naßwerden. Nach diesen ersten der Liebe gewidmeten Augenblicken sagte Adhemar (denn wir wissen jetzt, daß dieß der Name unsers Fußgängers ist) zu der jungen Frau: „Warum hast Du so lange gefäumt? — Weil er diesen Abend nicht, wie er sich vorgenommen hatte, ausgegangen ist. Er hat Kopfschmerz und legte sich zu Bett. — Aber hier unter freiem Himmel wollen wir doch nicht bleiben; komm mit mir nach Hause, Emmeline. — O nein, das ist mir diesen Abend nicht möglich; allzulange darf ich nicht ausbleiben, Reginald fängt an äußerst bössartig zu werden: für nichts und wieder nichts zankt er mich und führt ärgerliche Auftritte herbei. Man muß ihm etwas hinterbracht haben; vordem war er nie eifersüchtig, jetzt aber will er mich nicht mehr ausgehen lassen. Ja, als ich so eben von Hause fortging, sagte er mir: Ich werde nach der Standuhr sehen und Acht geben, wie lange Du Zeit brauchen wirst, schottischen Faden zu kaufen... Ach, seit einiger Zeit bin ich recht unglücklich!...“

Ein Kuß Adhemars unterdrückte einen schweren Seufzer, den die junge Frau eben im Begriff war, vernehmen zu lassen.

„Dann gehen wir bis auf den Boulevard, nehmen ein Gefährt und lassen uns spazieren fahren. — O nein, mein Freund! Bis wir auf den Boulevard kommen, brauchen wir viel zu viele Zeit. Es ist unmöglich diesen Abend. — Das heißt, es ist Ihnen nicht genehm, es ist Ihnen nicht darum zu thun! Ganz, wie es Ihnen beliebt, Madame; ich werde Sie nicht mehr um eine Sache bitten, die Ihnen unangenehm ist. — Ach! sagen Sie doch lieber, ich liebe Sie nicht mehr! machen Sie mir doch Vorwürfe, ich rathe es Ihnen! Sonst fehlte mir nichts mehr als das! Zank, Streit und Langeweile zu Hause, und ein Mensch, der mir Furcht einflößt, so oft er mich scharf anblickt, denn es dünkt mir immer, er sehe es mir an den Augen an, daß ich an Sie denke. Und dafür, daß ich Alles dieß für ihn leide, sagt mir dieser Herr so eben, daß ich ihn nicht liebe! — Verzeihung, Emmeline, Verzeihung! ich wußte nicht, was ich sagte. Künftighin werde ich Alles thun, was Du willst. Ich werde fromm sein wie ein Heiligenbild. — Nun, was machen Sie da... das ist schön... sind Sie ein Narr? — Es ist nirgends verboten, das Maß von einem Kleid zu nehmen unter einem Regenschirm. — Da bitte ich um Entschuldigung, es ist verboten, sich so nahe zu sprechen. — Wenn ich harthörig bin?... — Sehen wir, daß wir gehen! Ich wünschte nicht hier zu bleiben... ich fürchte mich hier... Halten Sie stille, betrachten Sie doch jenen Mann in der Blouse, der uns entgegenkommt, er trägt eine Laterne! — Das ist ein Lum-

pensammler, der sich wenig um das bekümmert, was wir hier machen können. Wenn man sein Leben damit zubringt, Lumpen zu suchen, so muß man nothwendiger Weise ein Philosoph sein. Crates und Diogenes hatten sehr viel Aehnlichkeit mit diesen Leuten. — Mein Lieber, ich fürchte mich vor den Lumpensammlern. Laß uns gehen, ich bitte Dich inständig.“

Emmeline zog Adhemar mit sich fort, welcher sich wider Willen in Bewegung setzte; allein die junge Frau gebot und er mußte ihr folgen.

In dem Augenblick, wo sie an dem Lumpensammler vorübergingen, erhob dieser Mensch seine Laterne bis zur Höhe ihres Gesichtes, betrachtete sich Beide auf eine sonderbare Weise, fing dann höhnisch zu lachen an und entfernte sich pfeifend.

Emmeline konnte sich nicht enthalten, über dieß Benehmen des Lumpensammlers zu lachen; Adhemar aber wurde ganz bestürzt, seine Mienen zogen sich zusammen, seine Stirne so wie seine Augen nahmen einen finstern Ausdruck an.

„Hat man das jemals erlebt! dieser Mensch ist sehr ungenirt,“ sagte die junge Frau, indem sie ihren Geliebten weiter führte. „Er fing an zu lachen, als er uns bemerkte. Hätte er Sie vollends ein wenig vorher gesehen, als Sie mir das Kleid anmaßen... ich würde guter Hoffnung werden... Es ist sehr gut, daß ich vernünftiger bin als Sie... Nun! Du sagst nichts, Freundchen, Du bist ganz nachdenklich, man könnte meinen, der Blick dieses Lumpensammlers habe Dich versteinert! — Mich? das nicht,

aber ich hätte es nicht vermuthet... — Was denn? — Daß... daß... — So endige doch... Was ist Dich angekommen, daß Du plötzlich eine andere Miene zeigst? — Ich eine andere Miene? — Mein Gott! Du willst behaupten, daß Du gegenwärtig nichts habest! kenne ich Dich so schlecht? So eben waren Sie noch ganz heiter, Sie dachten an nichts Anderes, als zu reden und selbst Possen zu machen, und kaum hält uns jener Mann mit dem Tragkorb die Laterne unter die Nase, so wechseln Sie die Rolle, wie im Theater. Kennen Sie vielleicht diesen Menschen? — O, das ist wirklich ausnehmend lustig! Warum sagen Sie nicht lieber gar, daß er einer meiner Freunde, ja einer meiner Verwandten ist? — Mein Gott, Adhemar, wie sind Sie so sonderbar! Man kennt Ihre Familie, mein Herr; man weiß, daß Sie angesehene Eltern gehabt haben; man weiß auch, daß Sie ein Mann von zu guten Sitten sind, als daß Sie mit Leuten Umgang haben sollten, welcher Sie sich schämen müßten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Lumpensammler Ihr Freund sein sollte; doch, könnte dieser Mensch wohl nicht in einer andern Lage gewesen sein, ehe er zu diesem ärmlichen Gewerbe schritt? Zu Paris erlebt man noch viel außerordentlichere Dinge. Reginald zeigte mir leztthin eine Frau, welche Stecknadeln verkauft, um nicht als Bettlerin angesehen zu werden; vor zehn Jahren stand ihr noch ein Wagen zu Befehl. — Sie haben Recht, Emmeline! Es treten oft die bittersten Wechselfälle in der Lebenslage von Leuten ein, welche

man vorher im Schooße des Reichthums, der Vergnügungen und selbst der Herrlichkeiten dieser Welt gesehen hat. Auf welchen Satan aber kommen wir damit zu sprechen? Dieser verwünschte Lumpensammler kam, mit seiner Laterne unser Glück, unsere Liebesungen zu stören. Ich verwünsche, ich verfluche diesen Menschen. Es ärgert mich, daß ich ihm nicht seinen Lastkorb auf dem Rücken zerschlagen habe. — Ach ja, das wäre ein schöner Anblick gewesen! Aber diesen Weg wünschte ich nicht zu machen, er ist allzu finster. — Madame, Sie sind diesen Abend fürchterlich! — Wer fürchterlich ist, das sind vielmehr Sie! Ach, noch immer haben Sie Ihre hängende Unterlippe! — Ich... nein. — Umarmen Sie mich sogleich.“

Emmeline war eine Frau von zwanzig Jahren: ihre Gestalt war erhaben, dennoch wohlgebaut, schlank und ohne jene Steifheit, welche so oft der Anmuth schadet; ihr Fuß und ihre Hand waren trefflich geformt; ihre Haare blond und von außerordentlicher Feinheit; ihre schwarzen Augen waren gleichwohl zärtlich und sanft, und bildeten mit ihren blonden Haaren einen eben so anmuthigen als scharfen Contrast.

Abhemar war etwa neunundzwanzig Jahre alt, dem Aussehen nach jedoch viel jünger. Er war hoch gewachsen, ohne allzugroß, bräunlich, ohne ein gelbes Gesicht, lebenswürdig, ohne ein fader Gecke zu sein. Seine bald ernsthafte, bald heitere Miene spiegelte nur allzugetreu die Eindrücke ab, die er von außen empfing. Es ist dieß ein Fehler für einen Mann, welcher in die große Welt kommt; es gibt jedoch

Fehler, welche so mit unserer Natur verwachsen sind, daß man sich vergeblich bemühen würde, sie zu verbessern. Es ist dieß gerade wie mit dem Provinzialdialekt: wenn er auch nicht mehr auf der Zunge zum Vorschein kommt, so lebt er dennoch im Grunde des Herzens fort.

Zwei Personen, die einander lieben und beisammen sind, vergeht die Zeit so schnell, als hätte sie Flügel. Es war bereits über eine Stunde, daß Emmeline am Arme Adhemars ihren Gang machte. Sie bekümmerten sich weder um das schlechte Wetter, noch um den Schmuß; sie bedienten sich ihres Regenschirmes mehr, um sich den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, als sich vor dem Regen zu schützen. Liebende lassen kein Vortheilchen dahinten, das ihrer Liebe dienlich wäre.

Gleichwohl erinnerte sich jetzt Emmeline, daß ihre Hausjungfer auf sie warten müsse, und sagte zu Adhemar: „Sehen wir doch auf Deine Uhr! — Drei viertel auf neun. — Ach, guter Gott! und ich bin um halb acht ausgegangen... Wenn er nicht eingeschlafen ist, so bin ich verloren. — Du siehst, daß Du wohl Zeit gehabt haben würdest, mich nach Hause zu begleiten, oder ein Gefährt zu nehmen; aber Du zogest es vor, hier in den Gassen zu waten. — Schmähst Du mich schon wieder? Wohlan, mein Herr, werden Sie nicht böse! Uebermorgen früh geht er zeitig aus und ich will dann zu Ihnen kommen. Ist es Ihnen recht? — Welche Frage! — Poß tausend! Sie könnten ja Andere erwarten? Kommt dieß

nicht manchmal vor, vielleicht denn doch? — Nein! Hierzu bin ich unfähig... Seit ich Sie kenne... — O Gott! Wenn ich so viele tausend Livres Einkünfte hätte, als Sie mir schon untreu waren... welches Glück! — Emmeline, Sie kränken mich. — Gut, ich will es glauben. Führe mich zu meiner Krämerin."

Das verliebte Pärchen setzte sich in Bewegung und kam vor dem Laden der Krämerin an, wo die Hausjungfer wartete.

"Schon hier?" rief Emmeline, "komm, wir wollen noch ein wenig die Straße auf und ab gehen."

Abhemar war dieß zufrieden. Die zwei Liebenden gingen noch einmal den Weg zurück, den sie hergekommen waren, und die junge Frau sagte traurigen Tones: "Schon wieder Abschied nehmen und zwei Tage sich nicht mehr sehen! Welche Langeweile, und wie unglücklich bin ich, wenn ich jetzt nach Hause kommen werde und Reginald mich umarmen will... o mein Gott!"

Abhemar sprach kein Wort; er drückte Emmelinen den Arm, um sie zu trösten, und diese erwiederte nach einer Weile: "Ein Leben, wie dieses, mit einem Menschen, den man nicht mehr liebt, ist doch das allerhärteste, zumal wenn man nicht dazu genöthigt ist. Wäre ich verheirathet, so wäre das etwas Anderes; allein ich bin es nicht, ich bin meine eigene Herrin, nach Allem..."

Abhemar beobachtete fortwährend sein Stillschweigen; er schien sehr damit beschäftigt, zu Boden zu schauen. Emmeline schwieg, sie schien auf die Ant-

wort zu lauschen, die er ihr jetzt geben würde; endlich, nach einigen Augenblicken, drückte sie sich an ihren Geliebten, wandte ihr Gesicht dem seinigen zu, sah ihn verliebt an, und sagte mit sehr zärtlichem Ausdruck: „Wenn Du wolltest ... indeß ... wir werden uns doch nicht mehr verlassen ... — Wie verstehst Du das?“ murmelte Adhemar. — „Sprich ein Wort, und ich verlasse Reginald und bin ganz die Deinige. ... Du bist frei ... Du bist allein ... welches Hinderniß stände uns weiter im Wege, miteinander zu leben?“

Adhemar verzog einige Augenblicke mit der Antwort, biß die Lippen zusammen und schien in Verlegenheit; dann stotterte er: „Meine theure Freundin, es gibt Umstände ... wo man nicht Alles ausführen kann, was man wollte, und gerade jetzt habe ich Gründe, nicht also zu handeln. — Welche Gründe könnten Sie wohl haben? Sie sind unverheirathet ... Ihre Eltern sind todt; Sie haben mir hundert Mal gesagt, daß Sie Ihr eigener Herr seien. Was Ihr Vermögen betrifft, so weiß ich zwar nicht, ob Sie welches haben, aber das beunruhigt mich nicht. Ich für meine Person bin ewig die Ihrige. Führen Sie mich in eine Wüste oder auf einen Dachboden, ich werde glücklich sein. — Theure Freundin! das läßt sich wohl hören, aber ... — Ach! Sie glauben wohl, daß ich es nicht recht überlege? — Wohl, wohl ... Sie können es für den Augenblick schon überlegen; aber ich meinstheils möchte doch keine Frau nehmen, um ihr einen Platz auf dem Dachboden anzuweisen;

ich würde dann fürchten, daß sie mir der nächste beste Luftzug entführte. — Ach! Sie belieben zu scherzen! Um es kurz zu sagen, ich werde mit Ihnen über diesen Punkt nicht mehr reden; ich sehe wohl, daß er nicht Ihren Beifall findet. — Im Gegentheil, aber keine Uebereilung! Sobald die Sache sich wird ausführen lassen, will ich es Dir sagen. Sehen wir zu, daß wir nicht wieder im Aerger uns verabschieden! — O nein!... da sind wir an dem verwünschten Kramladen... wir müssen uns nun doch trennen. Lebe wohl denn, mein Freund! Auf übermorgen früh! — Wirst Du zeitig kommen! — O! sobald es mir möglich sein wird!“

Sie umarmten sich nun nochmals; dann trat die junge Frau in den Laden und ging bald darauf von dort mit ihrer kleinen Hausjungfer nach Hause.

Adhemar sah noch, wie sie sich entfernten, erreichte dann den Boulevard wieder und sprach also bei sich: „Mit ihr leben! Nein! wahrhaftig, das soll nicht geschehen! Sie ist zwar sehr artig und hübsch, allein sie hat schon vor mir viel geliebt. Und überdies, welches Loos werde ich einer Frau bieten können, da ich derzeit kaum für mich selbst zu leben habe? Es ist wahr, daß ich nicht vernünftig bin! Wie habe ich seit zwei Jahren mein Vermögen verschwendet! Allein ich suchte Zerstreuung, wollte im Rausche des Vergnügens Vergessenheit einer Schuld erringen, für die ich grausam genug gestraft wurde... und von meinen achttausend Franken jährlicher Einkünfte bleiben mir nun noch siebzeinhundert... Von achttausend

auf siebzeihnhundert ... welcher Absprung! Ob ich mich hier festhalten lasse, darüber bin ich jetzt selbst noch nicht im Reinen. Reich zu scheinen ist wenigstens immer etwas werth, so viel werth, daß man dann hin und wieder um Geld angesprochen wird ... welche Ehre für Einen! Soll ich mich grämen und den Kopf hängen ... wozu? Ich habe von jeher nichts auf das Geld gehalten, das dann seinerseits sich auch nicht an mich hielt ... Ueberdies wenn ich wollte ..."

Der junge Mann wurde nachdenklich; er setzte seinen Weg fort, sich mit dem Lumpensammler beschäftigt, der ihm bei seiner Zusammenkunft mit Emmeline begegnet war.

## Zweites Kapitel.

Zwei Jäger. — Ein Fetter und ein Magerer.

Abhemar wandte sich eben in die Straße Angoulême, als er den Weg von Fuhrwerken versperrt und sich genöthigt fand, stehen zu bleiben. In diesem Augenblick kam ein Cabriolet in scharfem Trab hinter ihm hergefahen. Die Stimme, die ihm: Achtung! zurief, war ihm gar nicht unbekannt, und da das Cabriolet ebenfalls gezwungen war, zu halten, um auf freie Passage zu warten, so hatte er Zeit genug, sich die Personen, die darin saßen, genau zu betrachten.

Das Cabriolet war ganz zurückgeschlagen und voll todter Thiere: Hasen, Kaninchen, Rebhühner und zwei Fasanen waren um den Rand des Kastens

befestigt, der ganz mit Wildpret ausgefüttert schien. Auf diese edlen und glorreichen Trophäen hatten sich zwei Jäger, die Mütze auf dem Kopf, das Gewehr zwischen den Beinen, gesetzt, welche sich nachlässig auf die von ihnen getödteten Thiere lehnten und sich lieber auf den Kopf regnen ließen, als den Blicken der Pariser das Blutbad vorzuenthalten, das sie angerichtet hatten.

Der eine der Jäger, zugleich der Lenker des Cabriolets, war ein dicker, kleiner, gut aussehender Mann, röthlichen Gesichts, lebhaften Blicks, lustiger und, wenn er lachte, nicht selten spöttischer Miene. Sein Begleiter dagegen war hoch und langgewachsen, schwächlich, schwächlich, gelblich, seine Gesichtszüge ernst, phlegmatisch, langweilig und verdrießlich. Diese zwei Individuen saßen nebeneinander und erinnerten so gleich an Don Quixotte und Sancho.

„Halt! ich täusche mich nicht! das ist Bourdichon!“ rief Adhemar, indem er den Herrn mit dem heitern Gesicht ansah. Bei diesem Ausruf wandte der dicke Jäger lebhaft den Kopf, fixirte den Fußgänger, hielt das Pferd an, das so eben weiter wollte, und erwiederte: „Das ist Adhemar!... das ist wahrhaftig der liebe Adhemar Marilly!... Sprich doch, Carcassonne, s' ist Freund Adhemar.“

Der magere Jäger langte nach seiner Mütze, bog das Haupt vorwärts und sagte mürrisch: „So, der ist hier? Ich hörte eine Stimme und sagte zu mir: Sicher ist Dir diese Stimme bekannt... aber in einem Punkt war ich doch nicht sicher. — Diese Be-

gegnung freut mich ungemein," nahm Bourdichon wieder das Wort, ohne seinen Freund Carcassonne ausreden zu lassen, „wir kommen, mein lieber Adhemar, ja, acht Stunden weit kommen wir her, noch weiter als von Lagny, und haben über die dortigen Gefilde einen Trauerflor geworfen... Ha! ha! ich sage dieß, weil wir dieses Wildpret von dorthier haben; das war einmal eine Götterjagd, das! — Und Sie haben dieß Alles geschossen? — O Sie loser Spötter! Welche Frage! Fragen Sie einmal Carcassonne! Zwei Stücke hier gehören ihm... alles Uebrige ist mein. — Es ist wahr," sagte Herr Carcassonne, „daß ich nur zwei niedergeschossen, aber angeschossen habe ich wenigstens fünfundzwanzig. Sind die andern nicht gefallen, so will ich Ihnen hievon den Grund angeben. Es begegnet mir oft, während ich schieße. — Und wie viel Tage haben Sie gebraucht, dieß Alles zu schießen," nahm Adhemar wieder das Wort, sich an Herrn Bourdichon wendend. — „Seit vier Tagen sind wir verreist, aber davon habe ich drei bei Tische zugebracht; glauben Sie mir, erst seit heute fingen wir an zu jagen, fragen Sie einmal Carcassonne... — O gewiß! Ihr Freund wird Ihnen keine Lüge aufbinden... er ist in diesem Punkt ein Lazarille. — Und jetzt beeilen wir uns, auf den Ball meiner Frau zu kommen; diesen Abend nämlich, mein Lieber, gibt Frau Bourdichon einen Maskenball. Sie wissen wohl... Sie haben eine Einladung erhalten! Wie kommt's, daß Sie noch nicht in Ihrem Anzug sind? — Was? diesen Abend

ist Ball bei Ihnen?" rief Adhemar. „In der That, es ist heute Samstag! Mein Gott! das hatte ich vergessen! — Das trifft sich sehr gut, daß ich Ihnen begegnete, um Sie hieran zu erinnern; wenn Sie nicht kommen, wird meine Frau sehr böse auf Sie sein... Zudem werden wir lustig sein, uns angenehm unterhalten, ein kleines Hazardspiel machen; ich besonders werde gar nicht tanzen... und Du, Carcassonne, wirst Du tanzen? — Ich! ich habe sehr viel getanzt, ja, ich tanze noch, das heißt, es hängt von... — Aber seht, wir stehen da im Regen... Wo gehen Sie hin, Adhemar? — Ich will nach Hause. — Ei schön! so steigen Sie ein, ich will Sie hingleiten, Sie sind dann um so baldier daheim und um so baldier auf dem Ball. — Aber Sie werden keinen Platz mehr für mich in Ihrem Gefährt haben, bei der Masse von Wildpret... — Pah! Pah! es ist noch genug Platz da; die Hasen müssen sich ein wenig schmiegen..."

Adhemar stieg in das Cabriolet, drückte sich, so gut es ging, in eine Ecke, auf die Gefahr hin, einen Wildpretgeruch zu bekommen. Bourdichon preßte sich an Carcassonne, der lange Jägersmann seinerseits an die zwei Hasen, die er getödtet, und das Pferd begann wieder zu traben.

Adhemar hatte den Ball bei Madame Bourdichon nicht vergessen, seine Absicht jedoch war, nicht hinzugehen. Die Frau des dicken Herrn indessen war eine hübsche, auf jeden Fall eine sehr angenehme Dame, was oft noch mehr sagen will; ihre Züge hatten

nichts Ausgezeichnetes, nichts besonders Hübsches, aber ihre ganze Figur nahm sogleich für sich ein: sie war groß, wohlgebaut, hatte die artigsten, stets dem guten Ton entsprechende Manieren, endlich war die Ader ihres Geistes reich genug, um unge sucht und ungezwungen sich bemerkbar zu machen. Ihr Aussehen war zuweilen ernsthaft und selbst düster; sie war eine jener Damen, von welchen man keine jener Geschichten zu erzählen weiß, die man Andern wieder zu berichten Anstand nimmt, deren Lächeln und Beifallsbezeugung uns jedoch schmeichelt, so lange sie nicht allzu verschwenderisch damit sind.

Die Abendunterhaltungen des Herrn Bourdichon waren sehr heiter; die Gesellschaft dort war nicht sehr zahlreich und vielleicht nicht sehr gesucht, weil der Hausherr, in der Auswahl seiner Gäste weniger bedenklich als Madame, ohne Umstände oft solche Personen in sein Haus einlud, mit welchen er im dritten Hause gespeist oder eine Spielparthie gemacht hatte. Allein in der großen Welt ist man nicht gehalten, ein strenges Examen anzustellen mit all den Personen, mit welchen man dort zusammentrifft; wäre es so, dürfte man nur mit Damen Umgang haben, deren Tugend stets untadelhaft war, oder nur mit unbescholtenen Menschen, die das, was sie wünschen, daß man ihnen nicht thue, auch Andern nicht zu thun fähig sind, dann würde man ohne Zweifel noch hie und da einen Menschen treffen können, aber wie würden sich die Reihen lichten, wie mager würden die Zusammenkünfte werden, wie viele Sa-

Ions würden leer stehen! Man muß sich vielmehr in der Gesellschaft damit begnügen, den Stand und die Existenzmittel einer jeden Person zu kennen und dann nichts weiter fordern als Lebensart, gute Haltung und feines Benehmen. Was Geist, Wissen, Liebenswürdigkeit betrifft, so sind das Dinge, die, stößt man in der Gesellschaft auf sie, Einem allerdings angenehm sind, aber fordern kann man sie nicht, das hieße die Welt zu einem Register machen.

Man unterhielt sich in den Gesellschaften des Herrn Bourdichon gut, weil es dort ungezwungen herging: man spielte oder plauderte, man machte Musik, man sang, ja man improvisirte oft einen Ball, kurz Jeder folgte dort seinem Geschmack. Man war nicht gehalten, in großer Toilette zu erscheinen, die Damen brachten zuweilen ihre Arbeit mit und Jedermann hielt es dort nach seiner Bequemlichkeit. Madame Bourdichon nämlich hatte das sehr seltene Talent, ihre Gäste gut zu empfangen und jedem jene süße Freiheit zu lassen, welche niemals in Ausgelassenheit ausarten darf: eine Freiheit, die nur selten in den zahlreichen Gesellschaftscirkeln angetroffen wird. Viele Leute glauben, um sich gut zu unterhalten, sei es unerlässlich, einen höllischen Lärm zu erheben und sich ganz unsinnig zu geberden: eine Art von Freiheit und Vergnügen, die sich zur Heiterkeit verhält, wie ein Dummkopf zu einem geistreichen Mann; es gibt solche Personen, welche aber auf sehr falschem Sprunge sind. Adhemar gefiel sich ziemlich gut in den Cirkeln des dicken Jägersmannes; er wußte

wohl, daß der Maskenball heiter werden, daß er dort viele Personen seiner Bekanntschaft antreffen würde. Aber wer sich in der großen Welt bewegen will, braucht Geld; mag man auch auf den Anzug nicht allzuviel verwenden, ein junger Mann von gutem Ton muß doch immer frische Handschuhe haben. Zudem liebte Adhemar das Spiel; es wurde ihm schwer, sich zu überwinden, wenn man ihn zu einem Hazardspiel einlud, und er spielte selten glücklich. Hat man endlich nur siebzehnhundert Franken Einkünfte und will doch eine Rolle in der Welt spielen, so darf man sich zum wenigsten nicht allzuoft dort sehen lassen. Dieß war der Grund, warum der junge Mann sich vorgenommen hatte, den Ball der Madame Bourdichon nicht zu besuchen.

Allein wie oft nimmt man sich vor, etwas nicht mehr zu thun! wie viele schöne Vorsätze werden gefaßt, wie viele kluge Pläne steckt man sich ab . . . und doch ist oft bloß ein Wort, ein Blick, eine Gelegenheit nöthig, alles Dieß über den Haufen zu werfen. Adhemar hatte sehr selten den Muth, eine Lustparthie abzuschlagen; der Versuchung zu unterliegen, war seine Gewohnheit; sein flüchtiger Charakter, sein lebhaftes und heiteres Wesen ließen ihn nicht lange trüben Gedanken Raum geben, oder sich mit der Zukunft beschäftigen, und wenn er philosophirte, so geschah es lachend. Seit einigen Jahren jedoch und in Folge einer Reise, die er in Italien gemacht hatte, hatten die Freunde Adhemars eine Veränderung in seinem Wesen wahrgenommen. Bis-

weisen konnte er einige Augenblicke wie versunken in tiefe Selbstbetrachtungen dastehen, und dann überzog sich seine Stirne mit finstern, kummervollen Wolken. Jedoch waren diese melancholischen Launen selten bei ihm, und der, bei dem sie sich einstellten, war auch immer der Erste, der sie wieder zu verschrecken suchte.

Das unerwartete Zusammentreffen mit den zwei Jägern hatte schon wieder die vernünftigen Vorsätze Adhemars über den Haufen geworfen, und beim Einsteigen in das Cabriolet sagte er zu sich: „Meiner Treu! ich gehe auf den Ball der Madame Bourdichon... diesen noch, und dann will ich die andern schwinden lassen... Zudem habe ich eine Maske zu Hause... und, was ebenfalls sehr hübsch ist... ich werde keinen großen Aufwand machen dürfen... Handschuhe... ein Gefährt... das ist Alles. Ich werde mich in meinen täglichen Ausgaben etwas einschränken... ich werde zu Hause speisen... — Sie wohnen immer auf dem Boulevard St. Denis?“ fragte Herr Bourdichon, indem er fortwährend sein Pferd antrieb. — „Immer... ich bin verliebt in den Boulevard; ich wohne ein wenig hoch, habe aber eine vortreffliche Aussicht! — Wenn ich auf dem Boulevard wohnte,“ sagte Carcassonne, „so möchte ich eine Fensterkammer haben, wissen Sie, so eine, welche die Eigenschaft einer Laterna magica besitzt. Ein Freund von mir hatte eine Fensterkammer, mit welcher er bei Jedermann das Unterste zu oberst

sah . . . indessen . . . — Carcassonne, lassen Sie uns ein wenig ruhig mit Ihren Fensterkammern. Was uns jetzt beschäftigen muß, das sind unsere Maskenanzüge . . . es ist Zeit, daran zu denken. — Wie?“ sagte der lange Waidmann, „ist es denn durchaus nothwendig, sich zu verkleiden? — Ja wohl! Unerläßlich! Meine Frau sieht darauf, und ich finde, daß sie Recht hat, es geht dann weit lustiger her; Alles Halbe und Gemischte kann ich nicht leiden. Auf den Bällen, auf welchen man unmaskirt erscheinen darf, wenn man will, sind in der Regel die Hälfte der Ballgäste nicht maskirt. Die Verkleideten sind dann ärgerlich, daß sie nicht in bürgerlichem Anzug, und die bürgerlich Gekleideten sind ärgerlich, daß sie nicht in Verkleidung erschienen. Die von Madame Bourdichon getroffene Maßregel wird pünktlich befolgt. Denen, die sich in städtischer Kleidung sehen lassen, wird auf der Stelle eine baumwollene Mütze aufgesetzt, sie müssen sich eine Schürze anziehen und mit Puder bestreuen lassen, das ist ausgemachte Regel. — Ha, ha! wenn man aber den Puder und die Baumwollenmütze nicht annehmen will? — In diesem Fall, mein Lieber, wird man weggehen; allein ich gebe Dir zum Voraus die Versicherung, daß für einen Solchen gar kein Empfang stattfindet. — Was der Tausend! . . . Und in was soll ich mich denn verkleiden, Freund? . . . Meine Frau, die nichts davon weiß, wird mir nichts zugerüstet haben. — Im Nothfalle,“ sagte Abhemar, „könnten Sie in Ihrer jetzigen Kleidung auf den Ball

gehen... Sie sind im Jagdhabit, hängen ihre zwei Hasen an den Leib... — Glauben Sie?... meiner Treu! das wird mich hinlänglich ausstaffiren, um so mehr, als... — Was mich betrifft, so habe ich meinen eigenen Plan," sagte Bourdichon, boshaft lächelnd. „D, das wird ein wenig lustig werden! Ich sagte noch Niemand etwas davon, selbst meiner Frau nicht... Aber hier sind wir auf dem Boulevard St. Denis... Ihre Haushüre, Herr Marilly? — Halten Sie, die zweite links. — So, Sie wohnen neben den Sublime's? — Es ist so; ich sehe sie öfters an ihrem Fenster im zweiten Stock und mehrmals begegnete ich der Madame Sublime, welche mich wohl einladen wollte, sie zu besuchen. — Wenn dem so ist, so thun Sie mir den Gefallen, mein lieber Adhemar, sie mit auf den Ball zu nehmen. Es war beschlossen, daß Monsignard zu Ihnen gehen sollte, aber er war auch auf der Jagd und behauptete, zu müde zu sein, um diesen Abend in mein Haus kommen zu können. Er verließ uns an der Barrière, wo er ein Gefährt nahm, um sich nach Hause zu begeben. Die Familie Sublime wartet auf ihn, und das ist mir unangenehm... allein Sie werden die Gefälligkeit haben, zu ihnen hinaufzugehen, nicht so? Es geht Ihnen in Einem hin. — Wenn Sie glauben, daß es nicht unbescheiden ist? — Unbescheiden! Im Gegentheil, das ist ein Dienst, den Sie ihnen leisten; sie würden im Stande sein, auf Monsignard bis elf Uhr zu warten... Ueberdies hat Sie Madame Sublime sehr gern... sie wird mit Ihnen

lateinisch sprechen... Sie wissen, sie liebt die Gelehrte zu spielen... Was ihren Mann betrifft, so ist dieß ein Original anderer Art: ein Narr mit Standuhren und Spieldosen... Aber sie haben eine allerliebste Tochter und einen Knaben, der ein Allerwelts-Wunder sein soll; er ist erst acht Jahr alt und soll gleichwohl schon eine ungemeine Kunstfertigkeit im Kugelfangspiel besitzen... Aber sehen Sie, hier sind wir an Ihrem Hause... wohlan denn, beeilen Sie sich, jetzt haben wir neun Uhr; ich hoffe, daß Sie vor zehn Uhr sich einstellen werden. — Gut, ich will es versprechen, vorausgesetzt, daß mich die Familie Sublimé nicht aufhält. — Sie werden machen, daß Jene sich beeilen... Auf Wiedersehen!... Ei, wollen Sie nicht einen Hasen und zwei Rebhühner annehmen? Sie sehen, daß ich den Freigebigen wohl spielen kann: ich habe gute Beute gemacht... ich bin ein ganz anderer Mann, als Carcassonne mit seinen zwei Hasen... Ha, ha! er brauchte vier Tage, sie zu tödten: macht auf zwei Tage einen Hasen! — Ich nehme den Hasen und die Rebhühner an!" sagte Adhemar, bei diesen Worten aus dem Cabriolet springend. Der dicke Jägersmann gab ihm die drei Stücke Wildpret und trieb sein Pferd wieder an, während sein Freund Carcassonne ein Gespräch anfang, das sich auf seine Hasen bezog.

## Drittes Kapitel.

Haushaltung eines Künstlers. — Der Hase. —  
Die Wohnung Adhemars.

Das Haus, welches Adhemar bewohnte, war neu und mit jener Gefälligkeit gebaut, welche man modernen Gebäuden gibt. Ueber der Hausthüre, welche sich öffnen ließ, wenn man an einem kupfernen Knopf zog, war ein sehr elegantes Gitter angebracht; man ging durch eine Hausflur, die mit Steinplatten belegt war; die Wände waren bemalt und stellten den Marmor vor; endlich führte eine wohlgescheuerte, gutgewichste und von einer Bronzelampe beleuchtete Treppe ohne viel Beschwerde in die verschiedenen Stockwerke des Hauses.

Adhemar wohnte im fünften Stock; er hatte nur zwei Zimmer, nicht ein einziges Kabinet und sein Miethzins betrug hundert Thaler.

Es ist wahr, daß seine kleine Wohnung eben so neu, eben so gut verziert war wie die Zimmer des ersten Stockes, und daß er die Aussicht auf den Boulevard hatte. In den neuen Häusern sind die Wohnungen im letzten Stocke eben so schön als im ersten, und man kann ohne irgend welchen Nachtheil in den höheren Geschossen wohnen. Aber hundert Thaler Miethzins war doch zu viel für einen Mann, welcher nur siebzehnhundert Franken Einkünfte hatte. Adhemar war daher auch jedesmal, wenn sich's um die Bezahlung einer Frist handelte, ein Kapital aufzukündigen genöthigt.

Der junge Mann hatte seine Wachskerze bei seiner Hausaufseherin genommen, welche, als sie die drei Stücke Wildpret erblickte, ausrief: „Ach Herr, der schöne Hase! O die schönen Rebhühner!... Der Herr kommen wohl von der Jagd? — Nein, aber einer meiner Freunde ist ein Jagdliebhaber, der mir so eben dieses gegeben hat. — Wie behende ist doch ein Thier, das Flügel hat, und solch' eines, das munter und flink läuft, denn solch' ein Hase da läuft doch ganz hübsch! Wenn mein seliger Herr Coquenard auf die Jagd ging, so brachte er mir allemal bloß Neuschateller Käse und zerrissene Kleider mit... er schoß ungeheuer schlecht, mein armer Ehemann! Allein, werden Sie sagen, ein Schelm thut mehr als er kann. — Ist kein Brief an mich gekommen, Madame Coquenard? — Nein, mein Herr, keine Silbe... Ach Gott, der schöne Hase, was wird das für einen guten Hasenpfeffer geben!“

Abhemars schien sich im Stillen ein Gefühl von Traurigkeit zu bemächtigen, als die Beschließerin ihm sagte, sie habe ihm nichts zu übergeben. Dieser Zustand dauerte aber nur einen Augenblick, und schnell seine Munterkeit wieder gewinnend, stieg er gewandt seine Treppe hinauf, das Wachlicht in der einen und das Wildpret in der andern Hand.

Im vierten Stock war eine Thüre offen. Eine junge Frau in einem sehr geschmackvollen Nachtkleide, das Hals und den obern Theil der Brust offen zeigte, plauderte mit einem Stutzer, welcher so eben von ihr fort wollte, aber nicht fortkommen konnte, indem

er ihr immer wieder jeden Augenblick sein Lebewohl sagte.

Die Dame im vierten Stock war Schauspielerin; sie hatte schöne Zähne, sehr lebhaft, gar nicht schüchtern Augen, und ein sehr einladendes Lächeln spielte auf ihren Lippen; dabei war sie groß und wohlgebaut. Mit solchen Eigenschaften muß eine Schauspielerin in der Welt nothwendig ihr Glück machen, oder es muß ihr an gutem Willen fehlen.

Adhemar ging vorüber, indem er seine Nachbarin grüßte; er hatte zu gute Lebensart, um sich, während jene mit Jemand redete, aufzuhalten; aber Fräulein Azema, so hieß die Schauspielerin, hielt ihn mit den Worten auf: „Ach, mein Gott, Nachbar, sind Sie ein Jagdliebhaber? Sind Sie es, der dieß geschossen hat? — Nein, es ist ein Geschenk, das ich so eben erhielt. — Sie sind sehr glücklich, daß man Ihnen Geschenke macht; ich erhalte nie etwas der Art.“

Diese Worte sprach sie auf eine spöttische Weise: sie schienen auf den Stutzer gemünzt zu sein, mit welchem sie plauderte. Dieser schien sehr betroffen, er griff nach seinen Handschuhen, zog sie zornig an und ließ sie krachen, indem er immer dabei murmelte: „In der That, Azema, Sie sind sonderbar! — Beim Himmel, wenn ich sonderbar bin, so sind Sie es nicht weniger!“ antwortete die junge Schauspielerin lachend. Dann, ohne sich um den Zorn des Stuzers zu bekümmern, besah sie sich die zwei Rebhühner, welche Adhemar in der Hand hielt, berührte,

befühlte sie, drehte sie hin und her und rief: „O die schönen Rebhühner! Ich bin eine Närrin mit solchen Thieren, zumal wenn sie gebraten sind . . . ja wohl, immer gebraten! Sagen Sie mir nichts von Fricassé's, die verwünsche ich! — Schön, Nachbarin! Da Sie die Rebhühner lieben und Sie diese hier schön zu finden scheinen, so nehmen Sie sie an . . . Sie werden mir ein Vergnügen damit machen. — Wirklich, Herr Adhemar! Wie, Sie wollen mir sie geben, alle beide geben? Das ist allzu liebenswürdig! . . . Wissen Sie, daß ich im Stande bin, sie anzunehmen! — In dieser schmeichelhaften Hoffnung biete ich sie Ihnen an. — Beim Himmel, ich besinne mich nicht lange und nehme die Rebhühner an.“

Während dieser Unterhaltung machte der Stüber ein Schafsgesicht; er spielte mit seinem silbernen Stockknopf und stieß ihn auf die Steinplatte, wie wenn er dort das Maß eines Doppelschritts bezeichnet hätte. Adhemar machte seiner Qual ein Ende, indem er rasch in sein Logis hinaufstieg und die zwei Rebhühner Fräulein Azema ließ.

Die Schnelligkeit, mit welcher Adhemar auf seinen obern Stock hinaufgestiegen war, machte, daß seine Wachskerze erlosch. Er hätte hinuntergehen und sie an derjenigen wieder anzünden können, welche seine Nachbarin unten brannte, aber er wollte ihre Unterhaltung mit dem hübschen Herrn nicht wieder von Neuem stören; er hatte bemerkt, daß das kleine Geschenk, welches er Azema so eben gemacht, die Eifersucht des Dandy's erregt hatte, welcher in ihm

vielleicht seinen Nebenbuhler erblickte; da er es nicht war, und da Adhemar nicht von ferne daran dachte, der jungen Schauspielerin die Cour zu machen, so wollte er diesen Herrn nicht weiter beunruhigen.

Aber auf dem Boden des fünften Stockwerks waren zwei Thüren und zwei Wohnungen: die eine davon hatte Marilly inne, den Raum der andern nahm eine Haushaltung ein. Es waren ebenfalls Schauspieler von der dramatischen Gattung; der Mann, welcher in der Oper aufzutreten hoffte und sich für eine vortreffliche Stimme hielt, sang von Morgens bis in die späte Nacht Scalen, Läufer und Triller; es war ein lustiger Bruder von fünf Schuh sechs Zoll Höhe, welcher ein artiger Junge gewesen wäre, wenn er nicht das Aussehen eines Thieres gehabt und sich für einen Marsgott gehalten hätte. Seine Frau, jung, hübsch, aber bleich, mager und so erschöpft, als ob sie schon eine lange Theatercarrière durchlaufen hätte, spielte auf dem Theater und anderwärts die Liebhaberrollen. Sie hatte nie Talent gehabt, und dieß erzwungene Künstlertum rächte sich an ihrer Gesundheit; sie spielte das Drama, weil man ihr gesagt hatte, sie habe eine rührende, Thränen erregende Stimme. Einige Theaterbesucher wollten finden, daß sie bloß das Schlucken habe.

Dieses dramatische Pärchen war mit einem Kinde, einem kleinem Knaben von sechs Jahren, gesegnet, welchen sein Herr Vater zu seinem Unglück für eine herrliche Stimme hielt. Da er von einem Mediciner aus der Provinz sagen gehört hatte, daß, je mehr

die Kinder schrien, desto geschmeidiger und umfangreicher ihre Stimme werde, so beschäftigte sich der Vater aus väterlicher Liebe und um aus seinem Sproßling einen Duprez zu machen, vom Morgen bis zum Abend damit, ihn zum Schreien zu bringen, und wenn Hungerkost und Scheltworte zu diesem Zweck nicht anschlugen, so wurde die Peitsche und der Bacul hinzugefügt.

Als Adhemar vor seiner Thüre ankam, gab Herr Trouillade, so hieß der Sänger, seinem Sohne Lycoris gerade eine kleine Züchtigung: der kleine Knabe, welchem man zu seinem Nachessen nichts als trockenes Brod gegeben hatte, plärrte wie ein Ochse; die Mutter bemühte sich, ihn zu trösten, der Papa jedoch rieb sich die Hände, indem er mit jenem Accent, welcher den Landsmann vom Ufer der Garonne bekundete, zu seiner Frau sagte: „Laß ihn doch schreien, das wird ihm den Brustton C geben. Ach, hätte man mich so durchgepeitscht wie diesen, welches Talent wäre ich jetzt! Zwar das ist gewiß, eine ausgezeichnete Stimme besitze ich, hätte ich aber in meiner Kindheit mehr geschrien, ich würde jedem Opern- Buffo den Rang ablaufen und hätte jetzt sechszigtausend Franken Gehalt; ich gestehe, daß dieß meine Angelegenheiten einigermaßen in Ordnung bringen würde.“

In der That ließ die innere Einrichtung bei Herrn Trouillade von sechszigtausend Franken Einkommen wenig merken; es herrschte bei ihm eine Unordnung und ein Sichgehenlassen, welches keinem Kunsteffekt

ähnlich sah, weil es nichts Schönes hatte. Das erste Zimmer, das zugleich zum Speisesaal und zur Küche diente, war nur mit alten Stiefeln, abgetragenen Schuhen und Papierrollen, welche auf dem Theater Dienste geleistet hatten und, bedeckt mit edlem Staube, sich in der Stube hin und her trieben, ausstaffirt. In einer Ecke des Fensters war ein irdener Ofen, auf welchem einige Teller und mehrere Porzellengefäße aufgepflanzt waren. Gabeln und zinnerne Löffel waren nachlässig auf den Boden geworfen; ein Ballbänkchen war an die Wand gestellt; endlich waren auf der entgegengesetzten Seite zwei Sessel einander gegenübergestellt, so daß sie sich fast berührten. Auf sie hatte man zwei Sophakissen gelegt und über diesen zwei Kissen stellte ein gestickter Mouffelinvorhang ein Bettuch vor, ein Rock und ein alter Shawl dienten als Decke und das Ganze bildete das Bett des kleinen Lycoris, welcher, wenn er artig gewesen war, das heißt, wenn er tüchtig geschrieen hatte, von seinem Herrn Vater die Erlaubniß erhielt, unter seinen Kopf eine Klystirspritzenschachtel zu schieben und deren sich als Kopfkissen zu bedienen.

Das zweite Zimmer bildete den Salon, das Boudoir und das Schlaffabinet. Dort zeigte sich ein Bett von Mahagoniholz, ein seiner Kissen beraubtes Sopha, fünf mit Sammt überzogene Sessel und ein Schreibtisch. Allein jedes dieser Möbel war in schlechtem Zustand: jeder Sessel hatte Delflecken, der Schreibtisch ließ sich nicht mehr schließen, das Sopha hatte einen Fuß zu wenig und das Bett schien zugleich den

Dienst der Kleiderkammer zu versehen, denn man sah auf ihm in schönster Unordnung Röcke, Hosen, Strümpfe, Westen, Frauenhalstücher, unreine Sacktücher, kurz eine Masse Mann und Frau gehöriger Gegenstände.

Eine kleine Statue auf dem Kamin, einen Mann in der Tracht des Figaro vorstellend, versah die Stelle der Standuhr, und endlich machte eine in einem Winkel aufgehängte Guitarre das Ameublement vollständig.

„Schön! Da läßt sich wieder der schreiende Knabe und der singende Vater hören!“ sagte Adhemar bei sich, indem er den Schlüssel in das Schloß zu stecken suchte. „Ich muß gestehen, daß ich eine sehr angenehme Nachbarschaft habe. Herr Trouillade langweilt mich beträchtlich mit seinen Läufen und Trillern, indeß, da sie noch nicht zu Bette sind, werden sie mir mein Licht anzünden.“

Damit fing der junge Mann an die Thüre seiner Nachbarn zu klopfen an.

Allein Herr Trouillade machte mit seinen Trillern ein solches Getöse, während sein Söhnchen schrie und seine Frau ihre Rollen auswendig lernte, daß er lange Zeit klopfte, ohne gehört zu werden. Endlich drang ein Schlag mit der Faust, der mit solcher Kraft geführt war, als wollte er die Thüre einsprengen, an das Ohr des Kleinen, der, sein Geheul einstellend, sagte: „Horch! Jemand kommen thut ... man klopft! — Du lügst, Junge! Was Du doch für ein Schlingel bist! Du selbst wirst's gewesen sein,

der so eben geklopft hat... a... a... a... tra...  
 a... a... la... la! Ha, das war einmal wieder gut  
 gesungen! — Aber ich versichere Dich, Lieber, daß  
 Lycoris Recht hat: man klopft an der Thüre. —  
 Pah, meinst Du, Helenchen? Wer zum Teufel sollte  
 so spät zu uns kommen, wofern es nicht etwa ein  
 Direktor aus der Provinz ist, welcher davon gehört  
 hat, daß ich vacant bin und mich anzuwerben kommt.  
 Ja, zum Henker, man darf sich wohl rühren, denn  
 von allen Seiten richten sich die Blicke nach mir;  
 alle Direktionen wünschen an mir eine Acquisition zu  
 machen, allein man weiß, daß ich in der großen  
 Oper spielen will, und die meisten Provinztheater  
 sind nicht im Stande, so weit hinzulangen, sonst  
 hätte ich schon zehn Anträge.“

Während so Herr Trouillade nach seiner Gewohn-  
 heit eine Masse von Complimenten an sich selbst ver-  
 schwendete, ging seine Frau der Thüre zu und öffnete  
 sie. Adhemar, immer noch seinen Hasen und sein  
 ausgelöschtes Licht haltend, zeigt sich jetzt und sagt:  
 „Entschuldigung, Madame! Ich habe Licht bei Ih-  
 nen bemerkt, und da mir der Wind das meine aus-  
 geblasen hat, so bin ich so frei... — Daran haben  
 Sie wohl gethan, mein Herr!“ antwortete Helene,  
 indem sie Miene machte, sich in einen alten Mantel  
 zu hüllen, welcher ihr zum Schlafrock diente; sie ließ  
 ihn jedoch absichtlich vom Halse abwärts gleiten, um  
 ihre ziemlich weißen Schultern sehen zu lassen, de-  
 ren Magerkeit jedoch Schauer erweckte. — „Ei schön,  
 der Nachbar... Herr Adhemar! Treten Sie doch

ein, Nachbar, nur einen Augenblick treten Sie ein. Willst Du schweigen, Junge! Gib Acht, ich stecke Dir eine Ohrfeige! Nehmen Sie doch Platz, Nachbar! — Ich danke Ihnen, Herr Trouillade, ich habe durchaus keine Zeit ... ich will auf den Ball, auf einen Maskenball und muß mich ankleiden. — Ah, Sie verkleiden sich und in welche Maske?“ fragte Helene. — „Ich besitze eine englische Seemannstracht und diese will ich anlegen. — Ich bin sehr ärgerlich darüber, daß Sie schon ein Kostüm haben!“ erwiderte Herr Trouillade; „ich würde Ihnen meinen Figaroanzug, ich welchem ich mit enormem Beifall in den ersten Städten Frankreichs diese Rolle spielte, angeboten haben. O mein Figaroanzug ist recht sehr hübsch ... Alles von Seide und Sammt ... alle Knäute mit Silber gestickt! — Mama wollte gestern das Figarokleid zertrennen, um sich einen Spencer daraus zu machen!“ murmelte der kleine Knabe, indem er bald den Daumen, bald den kleinen Finger der linken Hand in seine Nase steckte. — „Willst Du still sein, Lycoris! Du wirst eine Ohrfeige bekommen, wenn Du Dich noch einmal in das Gespräch der Leute mischest ... Ja, Nachbar, mein Figaroanzug übertrifft alle diejenigen, welche man zu Paris je gesehen hat, so wie die Art, wie ich diese Rolle sänge, Alles weit aufwiegt, was Sie je in dieser Beziehung hier gehört haben. — Was dieß betrifft, so zweifle ich nicht daran!“ erwiderte Adhemar lächelnd. — O, das Thier, das Thier!“ rief der naseweise Lycoris beim Anblick des Hasen, den der junge

Mann in der Hand hielt. — „Bei Gott, das ist ein schöner Hase!“ sagte Herr Trouillade seinerseits, „ich hatte ihn gar nicht bemerkt. — Das ist ein Geschenk, das ich so eben erhielt. — Dergleichen Geschenke macht man uns nie!“ sagte Helene, einen Seufzer ausstoßend. — „Zum Exempel, was die Zubereitung eines Hasen betrifft,“ erwiderte Trouillade, „so wage ich zu behaupten, daß in diesem Stück Niemand mir das Wasser reichen darf. — Wie, Herr Trouillade, Sie verstehen den Koch zu machen? — Ja wohl, und ich bin stolz darauf! Wundern Sie sich nicht darüber: wir Leute vom Süden sind ein wenig Leckermäuler und lieben, uns mit diesen Kleinigkeiten zu befassen! Vollends einen Hasen gar zu machen, darin bin ich ausgezeichnet. — Ich möchte Sie um die Erlaubniß bitten, mein Licht anzuzünden und ... — Das heißt,“ ergriff Trouillade wieder das Wort, Adhemar aufhaltend, „wenn Sie einen nach meiner Art zubereiteten Hasen kosten, so werden Sie gar nicht mehr wissen, was Sie essen, Sie werden meinen, es sei ein Salm. — Ich will zu Nacht essen, mich hungert... ich will Thierlein essen!“ sagte der kleine Lycoris, indem er den Hasen an der Pfote nahm. — „Helene, thu mir doch den Gefallen, diesen kleinen Schlingel in's Bett zu spediren!“ sagte der Sänger, seinerseits sich des Hasens bemächtigend, „er sollte schon lange in tiefem Schlafe liegen! — Er verlangt zu Nacht zu essen... — Du weißt wohl, daß er diesen Abend nichts essen soll, das verdirbt seine Stimme. — Mich hungert, mich hungert...“

hi, hi, hi! — Du lügst, Junge!“ Während dieser Abschweifung hatte Adhemar seine Wachskerze angezündet; er trat auf Herrn Trouillade zu, um seinen Hasen wieder zur Hand zu nehmen; der Künstler jedoch lief in das zweite Zimmer mit den Worten: „Nachbar, kommen Sie ein wenig! Kommen Sie auf einen Augenblick hierher, ich muß etwas Dringendes mit Ihnen reden!“

Adhemar ließ sich bestimmen, in das Schlafzimmer, seine Wachskerze in der Hand, einzutreten, während die romantische Helene ihn mit zärtlichem Blick ansah und lispelte: „Wie glücklich sind Sie, auf den Ball zu gehen! Wie sehr wünschte ich auch dorthin zu gehen! — Halten Sie, Herr Marilly, sehen Sie mich hier?“ rief Trouillade, indem er Adhemar vor das Kamin schob und mit dem Finger auf die kleine Statue deutete.

Adhemar betrachtete die kleine Gipsarbeit, und, nichts Bemerkenswerthes daran findend, sagte er: „Das ist ein Figaro! — Ja gewiß; aber dieser Figaro, wem sieht er ähnlich? — Meiner Treu, das weiß ich nicht... Dabei vergeht die Zeit und ich sollte angekleidet sein. — Wie, Herr Marilly, Sie finden keine auffallende Ähnlichkeit mit mir? — Ach so, da hat man Sie abbilden wollen? Da ich Sie niemals als Figaro gesehen habe, so fiel es mir nicht auf. — Wollen Sie, daß ich ein Barett aufsehe, dann werden Sie besser beurtheilen können... — Nein doch, Herr Trouillade, setzen Sie kein Barett auf... Das Bild ist Ihnen ähnlich, in der That,

sehr ähnlich. — Halten Sie, sehen Sie, das ist die Stellung!“

Und damit neigte Herr Trouillade, der, seit er in das Schlafzimmer getreten war, den Hasen nicht mehr in der Hand hatte, den Körper rückwärts, trat mit einem Fuße vor, stemmte die Faust in die Hüfte und fing mit einer Stentorstimme jene Stelle zu singen an: „Ah bravo, Figaro!“

Adhemar, der fürchtete, das ganze Singstück anhören zu müssen, lief der Thüre zu und sagte: „Das ist bezaubernd! . . . die vollkommenste Aehnlichkeit . . . ich gehe, mich anzukleiden. — Ja, ja, gehen Sie, sich anzukleiden; in der That, es ist schon spät!“ sagte Herr Trouillade, der es jetzt kaum erwarten zu können schien, bis sein Nachbar fortging. — „Wie, Ihr Sohn schreit noch?“ sagte der junge Mann, indem er wieder in das erste Zimmer trat; „dieser Knabe da ist doch recht schlimm, ich höre ihn beinahe den ganzen Tag schreien! — Sie irren, es kommt dieß nicht daher, weil er schlimm ist,“ erwiederte Trouillade, „vielmehr ist es mir sehr lieb, seine Stimme in Übung zu erhalten. Können Sie glauben, mein Herr, daß der kleine Range eben jetzt, indem er wie ein Ochse schrie, den schönsten Cis-Ton wegbekommen hat? Ist das nicht hübsch für sechs Jahre? — Wirklich, sehr hübsch. — Aber wir halten einander auf . . . gehen Sie doch, sich anzukleiden.“

Herrn Trouillade, welcher die nach dem Gang zuführende Thüre schon geöffnet hatte, schien darum

zu thun zu sein, Adhemar hinauszuschieben, als der kleine Lycoris zu rufen anfang: „Aber das Thierlein ... das Thierlein!“

Das Gesicht des Sängers zog sich zusammen, seine Augen ließen Blitze auf den kleinen Knaben schießen, während Adhemar stehen blieb und sagte: „Ach ja, meinen Hasen hätte ich fast vergessen!“

Trouillade that, als ob er nichts gehört hätte, und fing wieder sein: „Ah bravo, Figaro!“ mit gewaltiger Stimme zu singen an.

Adhemar jedoch gab sich mit diesen Läufen nicht zufrieden, er wandte sich geradezu an den Künstler mit den Worten: „Wollen Sie die Güte haben, mir meinen Hasen gefälligst zurückzugeben? — Ihren Hasen?“ antwortete Trouillade mit erstaunter Miene und wie wenn man ihm die abgeschmackteste Zumuthung gemacht hätte, „Ihren Hasen? — Ja doch, nichts Anderes! Was braucht es da große Ueberraschung? Erinnern Sie sich nicht mehr, daß ich, als ich in Ihr Zimmer trat, einen Hasen bei mir hatte! — O, ja freilich ... o, ganz vollkommen! — Sie nahmen mir ihn aus der Hand, geben Sie mir ihn zurück! — Meinen Sie? — Wie, allerdings meine ich! Sie sehen wohl, daß ich ihn nicht mehr habe! Ein Hase läßt sich nicht in die Tasche schieben wie ein Rebhuhn! — Sie haben Recht; allein mich bedünkt, Ihnen denselben wieder gegeben zu haben. — Sie sehen wohl, daß dem nicht so ist; Sie haben ihn in das andere Zimmer gebracht. — Das ist sonderbar ... ich kann mich gar nicht entsinnen.“

Als Herr Trouillade sah, daß Adhemar in das hintere Zimmer trat, entschloß er sich, ihm dorthin zu folgen. Man schaut nach allen Flanken, nirgends ein Hase!

„Sie sehen wohl, daß er nicht da ist!“ sagte Herr Trouillade. — „Ich weiß aber, daß er hier sein muß,“ erwiderte Adhemar, der bei den Schwierigkeiten, die sich dem Auffinden seines Wildprets entgegenstellten, ungeduldig zu werden anfing. „Ein für allemal, ich bin mit einem Hasen zu Ihnen gekommen, und ich denke, er kann nicht verloren gegangen sein!“

Der Trillersänger ergriff den jungen Mann beim Arm und sagte, eine nachdenkliche Miene affectirend: „Da fällt mir ein, mein Nachbar, war der Hase auch wirklich ganz todt, könnte er sich nicht auf die Beine gemacht haben? Diese Schelme sind äußerst flink!“

Adhemar konnte nicht umhin, über die Zuversicht zu lächeln, mit welcher Herr Trouillade ihm diese Worte sagte; nachdem er jedoch seiner Heiterkeit den Lauf gelassen, sagte er: „Mein Nachbar, ich finde Ihren Scherz ausnehmend artig und er ist in der That eines Sprößlings des Gascognerlandes würdig; da ich jedoch meiner Sache gewiß bin, daß mein Hase nicht entflohen, sondern hier ist, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich ihn finden werde.“

Mit diesen Worten trat Adhemar auf das Bett zu, warf Röcke, Westen, Beinkleider und Alles, was zur Decke gedient hatte, beiseits, und stieß nun auf

feinen Hasen, welcher unter all' diese Gegenstände versteckt worden war. — „Habe ich Ihnen nicht gesagt, ich würde ihn finden!“ rief Adhemar, indem er dem Sänger seinen Hasen zeigte; „ei, ei, Nachbar, Sie sind doch ein rechter Spafsvogel!“

Trouillade brach jetzt in ein Gelächter aus, das mehr erzwungen als natürlich war und rief: „Meiner Treu, da ist er wahrhaftig! Halten Sie, ich brannte vor Begierde, Ihr Wildpret zuzubereiten, weil ich überzeugt war, daß ich damit Ihren Beifall erhalten würde. Wollen Sie, daß ich ihn zubereite? — Ich danke; wenn ich meinen Hasen verspeise, so liegt mir wenig daran, zu meinen, es sey von einem Salm. — Ach, ich sagte Ihnen von einem Salm etwas; ich könnte Ihnen noch etwas ganz Anderes sagen... — Gute Nacht, mein Herr und meine Dame, ich danke Ihnen dafür!“

So kam endlich Adhemar mit seinem Hasen von Trouillade fort. Als er in sein Zimmer trat, hörte er von Neuem das Geschrei des Lycoris und die Stimme seines Vaters, welcher sagte: „Ich werde Dich lehren, kleiner Esel, Dich in das Gespräch zu mischen!“

Wenn man von dem Opernsänger in das Zimmer Adhemar Marilly's trat, so glaubte man aus einer jener schmutzigen und schlammigten Gassen, wo man nicht weiß, wo man den Fuß aufsetzen soll, auf eine breite, reinliche und wohl ausgeluftete Straße zu kommen. Die Wohnung des jungen Mannes war zwar nicht größer als die des Herrn Trouillade, aber

sie war gewischt, gescheuert und ausgekehrt; zugleich waren die Möbeln eben so elegant als von gutem Geschmack; diese Trümmer seines vorigen Wohlstandes trugen nicht wenig dazu bei, eine gute Meinung von dem Vermögenszustand des Eigenthümers aufrecht zu erhalten.

Abhemar beeilte sich, sein Seemannskostüm zu besichtigen. Nachdem er sich versichert hatte, daß nichts daran fehle und Alles noch neu und schön sei, öffnete er eine Kommode und nahm ein Paar Handschuhe heraus, welche er schon einmal angehabt hatte; er musterte sie, nahm ein Stück Gummi elasticum, und fing an, sie zu reinigen, indem er zu sich sagte: „Sie werden sich noch thun... ich hatte Sorge... Fortgerieben, fortgerieben!... So weit ist es jetzt mit mir gekommen, daß ich meine Handschuhe säubern muß, ich, der ich unlängst noch drei Paare an einem Tage gebraucht habe... und in der That, ich bin mit Recht so weit gebracht, weil ich an einem Tage drei Paare gebraucht... Ich weiß wohl, ich könnte mich um eine Stelle umthun... aber sagen müssen, daß man einer Stelle benöthigt sei, während man mich für reich hält, das ist sehr drückend. Und wenn es nur eine gute Stelle wäre, etwa Präsekt oder Unterpräsekt, solche nimmt man an, selbst wenn man reich ist, und wahrscheinlich gibt man sie in der Regel Solchen, welche sie nicht nöthig haben. Aber sich im Alter von neunundzwanzig Jahren vielleicht unter die Ueberzähligen gestellt zu sehen! Nein, bei Gott! Ist einmal Alles aufgebraucht, dann wird

es noch Zeit genug sein, einen verzweifelten Entschluß zu fassen. O, die Weiber, die Weiber! Wohl eine hübsche Sache, aber sie ruinirt. Und selbst, wenn man sie nicht unterhält, muß man doch ihretwegen eine Masse Aufwand machen: Essen, Theater, Gefährte, Bälle... Bei Allem ist es doch noch die lebenswürdigste Art, sein Geld durchzubringen... Bestimmt sind jetzt meine Handschuhe sehr sauber; muß ich dann mit der Familie Sublimé gehen, so wird gewiß der Papa Sublimé das Gefährt bezahlen... ich habe keinen Grund, gegen ihn den Galanten zu spielen... es ist schon das höflich genug, sie zu benachrichtigen, daß sie nicht auf Monsignard warten. Seht 'mal wieder einen Ball, der mich nichts, weder Handschuhe noch Gefährt, kosten wird; überdies werde ich nicht spielen, sondern tanzen, das ist weniger gefährlich. Ach, wäre ich doch immer so vernünftig gewesen!"

Adhemar ging jetzt an seinen Anzug. In kurzer Zeit hatte er sich in sein Seemannshabit geworfen. Er betrachtete sich in einem Spiegel, und als er sich gehörig gekleidet fand, bereitete er sich zum Abgang, als plötzlich ein Knopf an seiner Gurt sprang.

"Das ist einmal wieder lustig!" sagte der junge Mann für sich; „gleichwohl ist es gut, daß er jetzt gleich abspringt... Laß sehen: so kann ich nicht gehen... Soll ich etwa Frau Trouillade bitten? O, beim Himmel, nein, der Mann ist zu langweilig; er würde wieder meinen Hasen zubereiten wollen... welch' anmaßendes, überlästiges Geschöpf! Die Nach-

barin unten würde mir wohl gerne diesen Dienst leisten, allein es könnte störend für sie sein. Sie ist vielleicht noch mit ihrem kostbaren Liebhaber zusammen oder mit einem andern... ich sah welche bei ihr eintreten, deren Anzug nicht der gesuchteste ist, allein sie empfängt sie ohne Zweifel mit großem Vergnügen, denn sie empfängt dieselben insgeheim. Wohl an denn, so will ich selbst den Knopf hinnähen, ich verstehe diese Kunst vortrefflich, es handelt sich bloß darum, Nadel und Faden zu finden."

Abhemar fing die Kommodeschublade zu durchwühlen an. Er war zwar so glücklich, einen Knäuel Faden zu finden, eine Nadel jedoch wollte nicht zum Vorschein kommen. Er hatte schon mehrere Schubladen durchsucht, ohne das gewünschte Futteral zu finden, als beim Nachsehen im Schreibtisch seine Blicke auf eine kleine, in rothen Saffian gebundene Brieftasche fielen.

Er hielt im Suchen inne, seine Blicke auf die Brieftasche geheftet; er zögerte, seine Hand bewegte sich langsam vorwärts, man hätte sagen mögen, er schene sich, sie zu berühren. Zuletzt jedoch, wie wenn er dem Verlangen, das er empfand, nicht länger widerstehen könnte, griff er lebhaft nach der Brieftasche, öffnete sie, zog aus einem der Täschchen ein kleines Medaillon hervor, und begann das Portrait eines Frauenzimmers aufmerksam zu betrachten.

Der Anblick des Gemäldes, das er vor Augen hatte und das die Züge einer jungen und schönen Frau wiedergab, schien ihn so wenig zu ermüden,

daß er vielmehr ganz in dieses Anschauen sich verlor. Ein tiefer Seufzer jedoch stahl sich aus seiner Brust, eine Wolke des Kummers beschattete sein Gesicht; er ließ sich auf einen Sessel nieder und sagte leise: „Mein Gott, und nichts mehr kann ich umfassen als ihr Bild!“

Bei diesen Worten bedeckte er das Medaillon, das er an seine Lippen gedrückt hatte, mit Küffen. Doch plötzlich, wie wenn er einen festen Entschluß gefaßt hätte, griff er wieder zu der Briefftasche, legte das Bild hinein, machte sie zu und verschloß sie wieder in den Schreibtisch; dann sagte er: „Es ist vorbei, ich werde sie nicht mehr sehen. Zu was sollte es auch dienen? ich kann ja doch die Vergangenheit nicht wieder erkaufen... ich bin darüber hinaus. Versuchen wir, meinen Knopf anzunähen. Ach, dieses verdammte Nähzeug! Eine einzige Nadel, die noch dazu sehr fein ist... werde ich so mit dem Nähen zurechtkommen?... indeß bleibt mir nichts Anderes übrig!“

Adhemar hielt die Nadel und nahm von dem Faden, war jedoch nicht so geschickt, ihn durch das Nadelöhr zu bringen; er wurde ungeduldig, fluchte, tobte; endlich konnte er sich nicht mehr halten und rief: „Das ist fürchterlich: so kleine Nadeln und so unsinnig dicken Faden zu machen... es ist zum Todtschießen!... Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als meine Zuflucht zu Fräulein Azema zu nehmen.“ Und ohne sich Zeit zum Mitnehmen seiner Kerze zu gönnen, stieg der junge Mann hastig seine Treppe

hinab, seinen Faden und seine Nadel in der Hand haltend.

In dem Augenblick, da er sich der Thüre der jungen Schauspielerin näherte, däuchte es seinem Ohr, es gehe Jemand behutsam in die untere Etage hinab. Die Bronzelampe, welche im ersten Stock angebracht war, leuchtete nicht hinauf bis zum vierten. Adhemar jedoch, ohne sich um etwaige Personen auf der Treppe zu bekümmern, schellte bei Azema.

Die junge Schauspielerin ließ nicht lange auf ihre Erscheinung warten, sie zeigte sich in einem zierlichen Nachtkleide. Adhemar trat bei ihr ein wie ein Tollhäusler, indem er sagte: „Ach, meine Nachbarin, ich bitte Sie, haben Sie Mitleiden mit mir! Ich kann um alle Welt nicht dahin kommen, diese Nadel einzufädeln! Ach, ich bin recht unglücklich!“

Azema lachte wie närrisch, als sie den jungen Mann so sprechen hörte, schloß jedoch zuerst die auf die Flur gehende Thüre und sagte dann zu ihm: „Ei, ei, Nachbar, Sie kommen, mir da ein schnackisches Geschäft aufzuladen! — Mein Gott, Fräulein, ich bitte um Entschuldigung! Halten Sie, hier ist meine Nadel, die ich nicht einfädeln kann; schon eine Viertelstunde bemühe ich mich vergebens, gleichwohl muß ich durchaus den von meiner Gurt gebrochenen Knopf angenäht haben, und das ist der Grund, warum ich mir die Freiheit nehme, Sie anzugehen. — Ach, das ist etwas Anderes!“ erwiderte Azema, immer noch lachend. „Armer junger Mann! Laß sehen, wo ist Ihr Knopf? — Wie, Sie wollten die Güte haben,

ihn hinzunähen? — Seht doch, diese Beleidigung! Er gab mir zwei Rebhühner und ich soll ihm nicht einmal einen Knopf annähen? Frisch, drehen Sie sich um. Uebrigens bitte ich Sie, mein Herr, überzeugt zu sein, daß ich Ihnen immerhin den Knopf angenäht haben würde, auch wenn Sie mir nichts gegeben hätten. Ich bin sehr dienstfertig. Um Ihnen gleich einen Beweis zu geben: halten Sie ein wenig stille oder Sie werden sich stechen. — Meine Nachbarin, Sie erzeigen mir eine große Gefälligkeit... Ich fürchtete, Sie zu stören, wenn ich so spät bei Ihnen klingelte. — Pah, warum denn? Sie glauben, ich sei immer in Anspruch genommen, glücklicher Weise ist man jedoch zuweilen frei. Ich habe meinen trüßigen Andalusier heimgeschickt. Ich weiß nicht, was er diesen Abend hatte, er konnte sich gar nicht entschließen, wegzugehen, und ist eifersüchtig geworden wie ein alter Rodrigo; er langweilt mich über die Maßen, dieser Mensch! — Warum gestatten Sie ihm dann Zutritt? — Ach, mein Nachbar, als ein Mann von Geist machen Sie mir da eine recht einfältige Frage! Wer soll mir Casimirstoffe und sammtene Shawls geben? Bedarf eine Dame, zumal eine Dame vom Theater, nicht allezeit eines Beschüßers? — Das ist richtig, aber daran werden Sie gewiß keinen Mangel haben... — O, sind Sie mir stille! Ja, an Ratten, die Einen zum Essen führen, zu vierzig Sous das Besteck, daran fehlt es freilich nicht; aber Solche, die das Geld wissen springen zu lassen, die werden nicht auf der Straße auf-

gelesen! Dessenungeachtet können mich alle diese Rücksichten des Interesses niemals abhalten, einen Menschen gehen zu heißen, sobald er mir Langeweile verursacht. — Sie erinnern mich da an etwas, Nachbarin! Ebenvorhin nämlich, als ich an Ihrer Glocke zog, war es mir, als ob Jemand leise die Treppe hinabginge. — Ich wette, das ist Bardajos! — Bardajos... welcher Name! Dieser Herr ist wohl ein Spanier? — Ja, er nennt sich einen Andalusier reinen Geblüts, allein ich vermuthe, daß er zu Nanjing oder Peking geboren ist; wahrscheinlich hält er sich noch auf der Treppe auf, um zu lauern. Er ist eifersüchtig auf Sie; die zwei Rebhühner, welche Sie mir gegeben haben, stecken ihm im Kopfe... Wenn ich wüßte, daß er es wäre... — Was würden Sie dann thun? — Ich weiß nicht, aber ich möchte ihm eine gute Lection geben... So, das wäre fertig, Ihr Knopf ist angenäht. — Schönen Dank, Fräulein Azema!"

Damit schritt Abhemar der Thüre zu, in der Absicht, sich zu entfernen; die junge Schauspielerin nahm ein Licht, stellte sich vor ihn und sagte lachend: „Es scheint, daß Sie meiner nicht mehr bedürfen, sind Sie meiner Dienste nicht mehr benöthigt? — Nein, meine Nachbarin! — Kurz und gut gesagt! Gehen Sie auf Ihren Ball, junger Seemann!"

Damit öffnet Fräulein Azema unter fortwährendem Lachen ihre Thüre. Abhemar wollte sich eben wieder in sein Zimmer hinaufbegeben, als ihn die junge Schauspielerin am Arm hielt und mit gedämpf-

ter Stimme zu ihm sagte: „Warten Sie... man hört Tritte, es wird unten eine Thüre geschlossen; ich wette, daß das Bardajos ist. Kommen Sie, steigen Sie ein wenig mit mir herunter! — Was wollen Sie machen? — Kommen Sie immer, ich habe meinen Plan!“

Fräulein Azema stieg nun mit Adhemar die Treppe hinab, indem sie absichtlich mit lauter Stimme zu ihm sprach: „Viel Vergnügen auf dem Ball, mein Nachbar. Aber warum tragen Sie ein Paar Pistolen bei sich?“

Adhemar, der die Absicht seiner Nachbarin wohl begriff, erwiderte: „Ich werde ohne Zweifel sehr spät zurückkommen; man ist nicht immer versichert, ein Gefährt zu finden, und es ist, meiner Treu, nicht überflüssig, Vorsichtsmaßregeln zu treffen: es gibt so viele Diebe in Paris. — Das ist sehr wahr, mein Nachbar, es gibt dieses Jahr eine Menge Räuber: in der Gazette des Tribunaux liest man von nichts als Mord und Todtschlag. Auch ich, wenn ich allein schlafe, trage Sorge, meine Thüren wohl zu verschließen und zu verriegeln.“

Immer so fortsprechend, schaute sich Azema, welche voranging und das brennende Licht in der Hand hielt, überall auf der Treppe um, bemerkte aber Niemand. Plötzlich jedoch blieb sie vor einer Abtrittsthüre, die in der Mitte der dritten Etage angebracht war, stehen, machte gegen Adhemar ein Zeichen mit dem Kopf und flüsterte ganz leise: „Er ist da! — Wie, da? — Richtig, er wird meinen Schlüssel mit

sich genommen haben... St!..." Ihre Stimme wieder erhebend rief jetzt Azema: „Sind Ihre Pistolen geladen, mein Nachbar? — Ganz gewiß, was würde es mich sonst nützen, sie mitzunehmen? — Sie haben recht, ich werde ganz dumm. Sie sind sehr hübsch gearbeitet.“

Jetzt schlug Azema mit ihrem Zimmerschlüssel an einen kleinen Seemannsdolch, welchen Adhemar bei sich trug, um den Ton zweier Gewehre, die an einander stoßen, nachzuahmen. Dann lehnte sie sich plötzlich an die Thüre des geheimen Gemaches und rief im Tone des Schreckens: „Ach, mein Nachbar! Ach, mein Gott! Haben Sie es gehört? — Was denn, mein Fräulein? — Das Geräusch da innen. Ich bin überzeugt, daß Jemand da ist. — Meinem Sie... Indessen ist ja das Kabinet hier das Ihnen gehörige, Sie werden den Schlüssel allein dazu haben. — Richtig, eben habe ich ihn auf meinem Zimmer vergebens gesucht: man hat ihn mir genommen, um mich zu bestehlen. — Wie, mein Fräulein,“ erwiderte Adhemar lachend. — „Nein, nein! aber man hat mir sicherlich diesen Schlüssel zu dem Zweck weggenommen, um einen Schlupfwinkel im Hause zu haben, wo, wenn man einmal darin ist, die Nacht abgewartet werden kann, um bei mir einzubrechen und mich vielleicht umzubringen. O, ich werde mich nicht zu Bette begeben, bis ich weiß, wer da ist.“

Azema klopfte an die Thüre und sagte: „Wenn Jemand im Hause ist, so antworte er, so gehe er, daß man ihn sehen kann.“

Keine Antwort.

„Sie sehen wohl, daß es ein Dieb ist, der sich hier aufhält,“ sagte Azema, „sonst würde er antworten. — Wollen Sie, daß ich diese Thüre einsprenge?“ sagte Adhemar. — „Nein, warten Sie, es fällt mir ein besseres Mittel ein: bringen Sie eine Ihrer Pistolen vor das Schlüßelloch und schießen Sie. Wenn Sie den Dieb tödten, so werden Sie wohl daran thun. — Sie haben da einen trefflichen Einfall, Nachbarin, und ich will gleich zur Ausführung schreiten.“

Azema stieß eben ihren Schlüssel mit Kraft an das Schlüßelloch, als sich eine gedämpfte Stimme hören ließ, die rief: „Lassen Sie es gehen, lassen Sie es gehen! Schießen Sie nicht!“

In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und der schöne Bardajos, bleich und zitternd, kam zum Vorschein.

Als sie ihren kostbaren Liebhaber aus seinem sonderbaren Schlupfwinkel heraustreten sah, bekam Azema einen so starken Lachanfall, daß sie nicht mehr an sich halten konnte, sondern auf die Stufen der Treppe sich niedersetzen mußte.

Adhemar konnte ebensowenig als sie das Lachen verhalten, während Herr Bardajos, sie Beide wechselseitig anblickend und keine Spur von einer Pistole wahrnehmend, zu ahnen anfang, daß man ihn zum Besten gehabt habe.

„Ach, mein Herr,“ sagte die junge Schauspielerin, „Sie sind drin gewesen? . . . Ha, ha, ha! — Mein

Fräulein, ich versichere Sie, daß die Absicht, die ich hatte . . . "

Adhemar, welcher der jungen Schauspielerin gute Nacht gewünscht hatte, stieg wieder in sein Zimmer hinauf. Dann, nachdem er Alles zu sich genommen, was ihm nothwendig war, ging er endlich fort, um sich zu der Familie Sublimé zu begeben, welche nebenan wohnte.

Als er die Treppe wieder herunterkam, war weder Azema noch Bardajos mehr zu entdecken; er schloß daraus, der Andalusier werde bemüht sein, mit seiner Gebieterin Friede zu schließen.

---

### Viertes Kapitel.

Die Familie Sublimé. — Neue Art, in ein Gefährt zu steigen.

Machen wir die Bekanntschaft der Personen, welche in dem Hause neben Adhemar wohnen.

Herr Dardanus Sublimé ist ein Mann von fünf- undfünfzig Jahren, klein, mager, kränklich, häßlich und lächerlich; das Letztere, weil er nie etwas Gefälliges an sich gehabt hatte und doch stets gefällsüchtig wie eine Frau war, und weil, je älter er wurde, seine Einbildung sich steigerte. Er hatte zwei kleine, fahle Augen, eine kleine, zusammengekniffene Nase und einen sehr breiten Mund, welcher unaufhörlich lächelte, doch ohne sich aufzuthun, um den

beinahe vollständigen Verlust seiner Zähne nicht sehen zu lassen. Er trug eine außerordentlich schön gefertigte und eine so gut gepflegte und gelockte Perrücke, daß man auf den ersten Blick die falschen Haare erkennen mußte; endlich legte er rothe Schminke in Essig auf und machte sich zwei Stunden des Tages mit seinen Nägeln zu schaffen.

Herr Sublimé hatte in seinem Leben mehrere Unternehmungen ausgeführt und keine war ihm mißglückt. Es gibt Leute, welche ihr Glück machen, ohne daß man begreifen kann, für welche Verdienste sie Fortuna belohnen will; allein diese Dame pflegt selten großen Unterschied in der Wahl ihrer Günstlinge zu machen. Nachdem Herr Sublimé durch den Betrieb seiner Geschäfte ein Vermögen angesammelt hatte, das ihm dreißigtausend Franken Renten einbrachte, so war er auf nichts Anderes mehr bedacht, als sein Leben in aller Gemächlichkeit hinzubringen, indem er seine werthe Person pflegte, und allen den kleinen Launen, die ihm in den Kopf kamen, freien Lauf ließ. Denn außer der kleinlichen Sorgfalt, welche er auf seine Toilette verwandte, war Herr Sublimé noch dazu ein Sonderling, der seine Eigenheiten manchmal bis zur Narrheit trieb.

So hatte dieser Herr einige Zeit hindurch eine leidenschaftliche Vorliebe für die Vögel gefaßt: es war kein Zimmer in seinem Hause, wo man nicht auf Käfige stieß, die mit ihren Bewohnern prangten. Auf jedem Möbel hatte Herr Sublimé welche angebracht; wohin man sich wenden mochte, überall er-

blickte man Zeisige, Stieglitze, Meisen, Goldammern, Papageien. Selten trat der Hausherr über seine Schwelle, ohne einen neuen Vogel mitzubringen. Frau Sublimé war am Verzweifeln; ihre Wohnung war ein Vogelhaus geworden, es hatte dessen Wohlgeruch und dessen Reinlichkeit. Glücklicher Weise für sie hatte eines Tages ein wirklich sehr zahmes Papageienweibchen, dem Herr Sublimé nicht die geringste Börsartigkeit zugetraut hätte, den Einfall, von dem Fleisch seiner Nase zu kosten: mit ihrem zierlichen kleinen Schnabel entführte sie ihm ein Stück derselben, das er nicht wieder einsetzen konnte. Von diesem Augenblick an warf Dardanus Sublimé alle seine Vögel aus dem Hause, und sein Abscheu vor dem Vögelgeschlecht wurde nun eben so stark, als früher seine Vorliebe dafür gewesen war.

Der Geschmack an den Vögeln machte nun dem für Gipsfiguren Platz. Herr Sublimé wurde ein Verehrer von Büsten und kleinen Statuen: er mußte alle Venusbilder, alle Apollo's haben. Seine Wohnung wurde nun ein Gipsfigurenmagazin; auf allen Möbeln standen sie umher; ja nicht selten stieß man beim Oeffnen eines Schrankes statt auf einen Confecttopf auf eine Gruppe badender Mädchen, und wenn man einen Sack mit gedörrten Pflaumen in der Hand zu haben glaubte, so waren es, genauer besehen, die drei Grazien; ebenso konnte man anstatt Zuckerbrotts die Büste Lord Byrons oder der Taglioni bekommen. Die Gipsfiguren rochen zwar

nicht so übel wie die Vögel, aber sie verunreinigten die Möbeln und gaben der Wohnung das Aussehen einer nichts weniger als eleganten Künstlerwerkstätte.

Als sich Frau Sublimé gegen ihren Gemahl darüber beschwerte, daß ihre Wohnung mit den kleinen Bildwerken ganz überladen sei, ließ dieser seine Blicke über alle seine Gipsfiguren hingleiten und rief: „Wie, Madame, Sie finden dieses nicht hübsch! Sonderbar! Sie sind sehr wunderlich, Madame. Untersuchen Sie einmal diese Venus, betrachten Sie hier den Lachon... ha, ist dieß nicht bezaubernd? Und dieser Herkules, der der Hyder den Garaus macht, und dieser dicke, mit Epheu und Weinlaub bekränzte Silen... dieß Alles sollte nach meiner Meinung ein Zimmer nur verschönern können.“

Ein Unfall, der dazwischen kam, bewirkte mehr als alle Vorstellungen der Madame Sublimé. Eines Abends befand sich Dardanus vor einem Spiegelarmoir, äußerst bemüht, sich die Wangen mit einem Schönheitsmittel zu reiben, das die Gänsefüße vertreiben sollte, als mehrere Gipsfiguren, welche oben auf dem Armoir ihren Standort hatten, sich losmachten und Herrn Sublimé auf den Kopf fielen. Eine Venus schlug ihm eine mächtige Beule in die Stirne, ein Merkur zerriß ihm das Ohr und eine Hebe brachte ihm ein blaues Auge bei.

Der kleine Mann erhob ein großes Geschrei, wurde ohnmächtig und befahl, als er wieder zu sich gekommen war, seiner Magd, alle Gipsfiguren zum Fenster hinauszwerfen.

Die Magd ließ sich das nicht zweimal sagen; ihre Frau half ihr bei dieser Beförderung, und den andern Morgen glich die Wohnung der Madame Sublimé nicht mehr der Werkstätte eines Figurenformers.

Man hätte jetzt erwarten können, daß Herr Sublimé nach diesen beiden Unfällen sich seinen Leidenschaften weniger überlassen, oder wenigstens mehr Verstand bei seinen Liebhabereien zeigen würde. In der That begnügte sich auch der kleine Mann einige Zeit, sich mit seiner Person abzugeben; da er aber durchaus etwas Absonderliches haben mußte und mit sich selber nichts Absonderliches anfangen konnte, so stand es nicht lange an, daß er eine große Zuneigung zu Standuhren und Spieldosen faßte. Bald waren auf dem Kamin nicht weniger als drei Standuhren aufgepflanzt; in allen Zimmern seiner Wohnung brachte er welche an, ja er begnügte sich nicht damit, bloß die Kamine damit zu versorgen: sein Logis, das zuvor ein Vogelhaus und später eine Gipsfigurenwerkstatt gewesen war, wurde nun ein Uhrmacherladen, ausgeziert mit jenen kleinen Glockenspielfäßchen, deren einige ohne Unterbrechung fünf Minuten lang spielten.

Diese letztere Narrheit hatte in Wahrheit eine weniger unangenehme Seite und Madame Sublimé ergab sich in die Nothwendigkeit, sich an ein Leben unter Standuhren zu gewöhnen. Das Unangenehmste bei der Sache war, daß man gar nie recht wußte, wie viel Uhr es war, denn die Standuhren schlugen in der That sehr selten miteinander. Schlag es auf

einer derselben zwölf Uhr, so fing sofort eine zweite zwölf zu schlagen an, dann wieder eine im nächsten Zimmer, eine vierte noch entfernter, so daß man zuweilen zehn Minuten lang nichts als zwölf Uhr schlagen hörte, und dieß wiederholte sich alle Stunden ganz auf dieselbe Weise.

Die Gattin des Dardanus Sublimé hatte auch ihren guten Part Sonderbarkeit. Es war eine große, ziemlich wohlgebaute Dame, mit stark ausgeprägten, männlichen Zügen; sie war mit einer großen Habichtsnase und mit zwei hervorstehenden Augen, welche sie beständig mit vieler Majestät rings um sich laufen ließ, von der Natur ausgestattet. Diese Dame machte Anspruch auf Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Kenntnisse: sie hatte das Griechische und Lateinische zu lernen versucht und bemühte sich immer im Gespräch, ihre Kenntnisse zur Schau zu tragen. Sie spöttelte über die Verkehrtheiten ihres Ehegemahls, welchen sie übrigens weit unter sich erblickte, und ohne Unterlaß mit Lesen und einem Werke beschäftigt, das sie schon seit fünfzehn Jahren zu verfassen im Sinn hatte, hätte sie es unter ihrer Würde gehalten, sich mit ökonomischen Kleinigkeiten zu befassen.

Aus dieser so traurig zusammengesetzten Verbindung waren zwei Kinder hervorgegangen: eine Tochter, Fräulein Idalia, welche im Alter von siebzehn Jahren stand und fast schon so groß als ihre Mutter war. Sie hatte ziemlich hübsche Züge und ein sprechendes Gesicht, aber etwas Dreistes, Spöttisches, überhaupt fehlte ihr Das, was den Zauber, die

Schönheit eines jungen Mädchens ausmacht; man hätte sie eher für eine Wittwe halten können.

Sodann Herr Eudorius, welcher acht Jahre zählte; es war dieß das kleine Wundermännchen, von dem Herr Bourdichon Adhemar erzählt hatte. Seiner Schönheit wegen konnte man diesen kleinen Knaben kein Wunder nennen, denn er war noch viel häßlicher als sein Vater, obgleich er auch eine große und noch weit mehr an den Adler erinnernde Nase hatte als seine Frau Mutter. Allein Eudorius sprach immerfort, er mischte sich in jede Unterhaltung. In einem Salon machte er größeren Lärm als zehn Personen, auf der Promenade gestikulirte er unaufhörlich und lief den Leuten unter die Beine, bei Tisch trank er trotz einem Erwachsenen, im Theater sprach er so laut, daß man ihn fortschaffen mußte, und aus all' diesem schloß Madame Sublimé, daß ihr Sohn nothwendiger Weise ein Weltwunder sein müsse.

Belauschen wir jetzt die Familie Sublimé in dem Augenblick, wo sie sich ankleidet, um auf den Ball der Frau Bourdichon zu gehen.

Frau Sublimé hatte das Kostüm der Sappho gewählt; sie glaubte große Aehnlichkeit mit der berühmten Lesbierin zu haben, nicht der äußern Gestalt nach, denn Sappho war klein und hatte eine schwärzliche Haut, desto mehr aber der Geisteskraft nach, indem sie so gut wie jene für eine zehnte Muse gelten zu können meinte.

Herr Dardanus Sublimé hatte lange nach einem Kostüm geforscht, das für ihn das passendste wäre;

er entschloß sich endlich, das eines Roué aus der Zeit Ludwigs XIII anzulegen. Fräulein Ida verkleidete sich en Camargo und das kleine Wunderthier wollte durchaus ein Polichinell sein, obgleich ihm seine Mutter mehr als einmal vorgestellt hatte, daß diese gemeine Verkleidung unter seiner Würde wäre.

Der Friseur, den man um acht Uhr erwartet hatte, war um neun Uhr noch nicht da; die Damen, zur Hälfte angekleidet, gingen ärgerlich von einem Zimmer in das andere. Herr Sublimé hatte ihnen gut sagen: „Es ist erst halb neun Uhr! — Ja,“ antwortete Ida, spöttisch lachend, „seit dreiviertel Stunden hat es auf den Standuhren im Saal und im Speisezimmer halb neun geschlagen. — Die in meinem Zimmer gehen besser!“ sagte Herr Sublimé, indem er eine ungeheure Lockenperücke, die ihm Stirn und Schläfe beschattete, auf seinen Kopf drückte, was ihm das Aussehen einer alten Trauerweide gab. — „Wie angenehm ist's, sechsunddreißig Standuhren zu haben!“ murmelte Frau Sublimé; „man ist nie im Stande, zu wissen, wie viel Uhr es ist. — Geduld, meine Liebe, sie werden noch alle mit einander gehen . . . wie ein Grenadierregiment. — O, ich bin bald frisirt!“ sagte Eudorius, indem er sich bemühte, die Bockssprünge eines Polichinells im Saale zu machen, „ich habe eine Baumwollenperücke . . . O, das gibt meinem Kopf das Aussehen eines Hammels . . . tralala! — Eudorius, tanze doch nicht auf diese Art, mein Lieber!“ rief die Mama, „Du willst Bockssprünge machen? — Pah, pah, ich will diesen Abend auf dem

Ball die Polichinelle tanzen... Sie sehen, wie ich tanzen werde! — Wo sind meine Stiefel, meine gelben, trichterförmigen Stiefel?“ rief Herr Sublimé, indem er wie toll das Zimmer hin- und herrannte. — „Ach Gott, mein Herr, ich habe Ihre Stiefel nicht genommen! Sie werden doch nicht meinen, die alte Sappho werde trichterförmige Stiefel angehabt haben! — Das habe ich nicht gesagt; aber wo sind die Halbstiefel, die zu meiner Maske gehören? — Ich sah, daß die Hausjungfer sie wegnahm!“ sagte Eudorius. — „Ach, mein Gott, wenn sie dieselben nur nicht wüßst... das wäre ein schöner Streich! Meine gelben Stiefel, Marie; wüßten Sie mir um Gotteswillen meine mittelalterlichen Stiefel nicht!“

Damit lief Herr Sublimé in die Küche, Isabella lief überall hin, Nadeln zu suchen, Madame Sublimé wühlte in allen Schubladen,kehrte alle Lappen um, um schwarzen Taffet zu Schönplästerchen zu finden, das kleine Wunder endlich schlug an Einem fort Purzelbäume, indem er rief: „Mein Mundstück! Wo hat man mein Mundstück hingethan? Ich will mich üben, wie die Polichinelle zu reden!“

Endlich erschien der Friseur. Die Damen murrten, sehr leise jedoch und wie wenn sie sich fürchteten, ihn zu ärgern. Das ist ein gar kostbarer Mann, ein Friseur! So oft ich sah, mit welcher Mühe man es dahin bringt, daß diese Herren zur gewünschten Zeit da seien, so oft stellte ich mir die Frage, warum doch so viele Leute, welche weder eine Stelle noch Arbeit bekommen können, nicht alsbald Friseure werden.

Bei Madame Sublimé fing der Haarkünstler sein Geschäft an. Sie vertraute ihm ihr Haupt mit den Worten: „Ich bin als Sappho verkleidet. Sie sehen ... eine Frau aus Lesbos. Ich bedarf einer Frisur, die dieser Rolle angemessen ist ... Sie begreifen ... — Halten Sie still!“

Damit frisirte der Künstler mit unerschütterlicher Zuversicht die Madame Sublimé aufchinesische Manier.

„Wer knüpft mir meine Halskrause hinten?“ sagte Dardanus, indem er auf seine Gemahlin zutrat und ihr den Hals hinbot. — „Ach, mein Herr, lassen Sie mich in Ruhe! Sie sehen wohl, daß man mich als Sappho frisirt ... Lassen Sie sich die Krause von Ihrer Tochter anbinden. — Idalie, willst Du mir meine Halskrause anbinden? — Papa, ich stülpe die Taschen meines Kleides auf ... ich habe keine Zeit dazu ... wenn ich dieses nicht festnähe, so wird es beim Tanzen nicht halten ... Wenden Sie sich an Marie! — Marie, Marie, kommen Sie doch, mir meine mittelalterliche Halskrause anzubinden! — Mein Herr, ich habe schmutzige Hände; lassen Sie mich doch mein Tischgeschirr vollends rein machen ... Ich habe diesen Abend eine Masse Aufträge zu besorgen, ich werde nirgends fertig. — Sage doch, Eudorius, kannst Du nicht etwa mir diese Halskrause hinten am Halse festknüpfen? In meinem Anzug da kann ich keinen Arm aufheben.“

Statt aller Antwort versuchte Eudorius zu tanzen, indem er sich in einer bis auf die Kniee gebückten Stellung hielt.

Endlich war die Frisur der Frau Sublimé fertig; sie trat vor einen Spiegel, lächelte und sagte: „Es macht sich sehr hübsch; ja, in der That, sehr hübsch! Allein ich glaube, daß die Frauen Griechenlands Stirnbänder trugen . . . — Ja, ja!“ erwiderte der Künstler; „voriges Jahr kann dieß so gewesen sein, aber dieß Jahr frisirt man alle Sapphos auf diese Weise. Rüsten Sie sich, Fräulein, jetzt kommt es an Sie!“

Während man Fräulein Idalia die gepuderte Perrücke einer Camargo auf den Kopf setzte, ging Herr Sublimé, der sich am Ende seine Halskrause selbst hatte zuknüpfen müssen, auf eine kleine Spieldose zu, welche auf einem Tischchen aufgestellt war, zog an einer Feder, nach dem Friseur mit einer schalkhaften Miene blickend, und alsbald fing die Dose den Walzer des Robin des Bois zu spielen an.

Der ganz mit seiner Kunst beschäftigte Friseur schien auf diese Musik im Kleinen, die von der Ecke des Spiegeltischchens herübertönte, nicht zu horchen. Dardanus jedoch stieß den Künstler an, indem er sagte: „He, was sagen Sie hiezu? — Zu was denn?“ erwiderte der Friseur, indem er eine schwarze Stecknadel befestigte. — „Wie . . . zu was denn! Hören Sie denn diese Musik nicht? — Ach freilich, das ist eine Vogelorgel. — Eine Vogelorgel? das verstehen Sie ganz und gar nicht! Die Vogelorgeln spielen nicht von selber; man muß an einer Handhabe, wie an einer Straßenorgel, drehen, allein sehen Sie, diese hier hat kein Mensch angerührt. — Ich wünschte noch

mehr Stecknadeln! — Horchen Sie, das ist wieder eine andere Melodie: sie spielt jetzt einen Marsch. — Mein Gott, Papa, lassen Sie doch den Herrn an meiner Frisur; mit Ihrer Musik werden Sie es so weit bringen, daß mein Nacken nicht recht gepudert und mein kleiner Hut nicht recht aufgesetzt wird. — Halten Sie still, Fräulein; ich versichere Sie im Gegentheil, daß Sie sich sehr gut ausnehmen werden... aber es mangelt an Stecknadeln. — Mutter, gib uns doch Stecknadeln!"

Madame Sublimé betrachtete sich in einem Spiegel: sie fand ihr Aussehen trefflich; gleichwohl strengte sie ihr Gedächtniß an, ob sie die Sapphos wohl mit chinesischer Frisur gesehen habe.

Während sie sich bemühte, für ihre Tochter Stecknadeln aufzufinden, fing Herr Sublimé den Friseur wieder zu stoßen an, indem er halblaut zu ihm sagte: „Wieder eine andere Melodie: das ist die Romanze des Rothkäppchens!"

Fräulein Idalie stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße, während der Friseur, statt der Antwort, sich begnügte zu sagen: „Stecknadeln, Stecknadeln!"

Plötzlich fingen die Uhren zehn Uhr zu schlagen an: die einen gingen miteinander, die andern jedoch etwas hintendrein; alles dieß machte ein Geklingel und ein Getöse, das gar nicht aufhören wollte.

Der Friseur, der endlich Stecknadeln erhalten hatte, rief: „Horch, Sie haben ein samaritanisches Glockenspiel hier? — Je, mein Gott, das sind unsere Uhren!" sagte Frau Sublimé. „Wenn sie beinahe

miteinander schlagen, so ist es nicht zum Aushalten. Doch es ist zehn Uhr und ich sehe Herrn Monsignard, welcher uns auf den Ball begleiten sollte, immer noch nicht kommen. Es ist Zeit zum Fortgehen. Wenn Idalia frisirt sein wird, so wollen wir gehen. Sind Sie fertig, Herr Sublimé? — Ja, aber diese gelben Halbstiefel geniren mich schauderhaft; ich weiß nicht, ob ich werde darin laufen können. — Es ist hohe Zeit, daß Sie hieran denken. — Fräulein,“ sagte der Friseur, indem er den kleinen Hut auf Idalia's Kopf setzte, „wollen Sie ihn etwas rückwärts?“

Herr Sublimé fing von Neuem den Arm des Künstlers zu berühren an, indem er sagte: „Abermals eine andere Melodie: das ist ein Hopser. — Papa, Sie sind in der That fürchterlich... Lassen Sie doch den Herrn in Ruhe mit Ihrer Musik!... Wollen Sie denn, daß ich eine verkehrte Frisur erhalte? — Nein, allein es macht mir Vergnügen, ihm bemerklich zu machen, daß diese Dose vier Melodien spielt und zwar ganz vollständig... ich habe noch eine andere, die deren fünf spielt... — Man klingelt!“ rief Frau Sublimé. „Sicher Herr Monsignard. Das ist sehr angenehm... Tarde venientibus...“ \*)

Ehe Sappho ihr Citat zu Ende bringen konnte, sah man Adhemar in seiner Seemannsmaske erscheinen. „Guten Morgen, Monsignard!“ schrie der kleine

\* Wer nicht kommt zu rechter Zeit...

Eudorius, indem er mit seinem Mundstück die Stimme eines Polichinells nachahmte; „wie hübsch bist Du verkleidet, ich kenne Dich nicht mehr! — Das ist ja Herr Adhemar Marilly!“ sagte Dardanus, indem er mit seinem Mund die Halskrause herunterzudrücken sich bemühte, welche jeden Augenblick sich bis an seine Nase heraufmachte. — „Ei ja, wahrhaftig!“ rief Madame Sublimé, indem sie den neuen Ankömmling holdselig anlächelte, während Fräulein Idalia, als sie den Namen Adhemar nennen hörte, ungeduldig und unruhig auf ihrem Sessel wurde und leise zum Friseur sagte: „O, richten Sie mich doch recht schön her. Machen Sie es so hübsch Sie können, und sputen Sie sich... nicht wahr? — Ich wollte sagen, ja, ich hatte schon die Stelle zu citiren begonnen: *Tarde venientibus...* in der Meinung, es wäre Herr Monsignard; allein es paßt dieses nicht auf Sie, Herr Adhemar, denn wir hofften nicht, das Vergnügen zu haben, Sie diesen Abend bei uns zu sehen... — Madame,“ erwiderte Adhemar, indem er die ganze Familie begrüßte, „ich begegnete diesen Abend Herrn Bourdichon, welcher von der Jagd zurückkam. Herr Monsignard, welcher mit ihm gejagt hatte, fühlte sich zu ermüdet, um auf den Ball zu gehen, und da Sie vergebens auf ihn gewartet haben würden, so habe ich den Auftrag übernommen, an seiner Stelle zu erscheinen. — Ah, das ist sehr liebenswürdig von Ihnen... Sie werden also mit uns auf den Ball gehen? — Wenn es Ihnen nicht hinderlich ist? — Im Gegentheil,“ sagte Idalia, „es

ist uns viel lieber, Herr Monsignard tanzt nicht, während Sie . . . — So, mein Fräulein, jetzt sind Sie frisiert!“

Idalia erhob sich und lief an einen Spiegel; sie betrachtete sich anhaltend darin, ließ aber dabei öfters ihre Blicke auf den jungen Mann fallen, der so eben erschienen war. Man konnte merken, daß sie eine beifällige Bemerkung zu erhalten hoffte; allein in dem Augenblick, da sich Adhemar ihr nähern wollte, nahm Herr Sublimé den englischen Seemann ganz sachte am Arm und führte ihn vor eine Kommode, auf welcher ein anderes Musikkästchen aufgestellt war. Er drückte an die Feder, indem er sagte: „Haben Sie je welches gehört, das einen Harmonikaton wie dieses hat? — Das ist bezaubernd, das ist köstlich!“ erwiderte Adhemar, während Fräulein Idalia ärgerlich mit dem Fuß stampfte und den Spiegel verließ, indem sie murmelte: „Nächster Tage werde ich alle diese Orgeln zum Fenster hinauswerfen . . . Man mag noch so schön frisiert sein, doch wird man keiner Beachtung gewürdigt! — Ich werde den Befehl geben, daß man ein Gefährt bestellt,“ sagte Madame Sublimé; „es wird nicht lange dauern . . . den Vorderfuß werden wir einnehmen. — Aber haben Sie ausdrücklich ein zweispänniges bestellt?“ fragte Herr Dardanus, indem er sich jetzt auch im Spiegel besah; „wir werden in einer kleinen Stadtkalesche nicht Platz haben! — Mein Gott, mein Herr! halten Sie mich für eine so schlechte Mathematikerin, daß Sie eine solche Frage an mich richten? . . . Herr Adhemar, wie gefällt Ihnen

mein Sapphokostüm? — Vortrefflich, Madame! es ist unmöglich, es besser zu tragen. — Ah, Sie schmeicheln mir! — Nur das Eine, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben dürfte . . . — O reden Sie . . . Sie machen mir ein Vergnügen. — Die chinesische Frisur scheint mir die dem Kostüm weniger angemessene zu sein. — Nicht wahr! ich habe dieß auch gedacht . . . Diese Haarkünstler sind nicht bei Trost . . . ist er fort? Marie, Marie! man muß den Friseur holen!“

Frau Sublimé lief auf die Treppe und rief ihrer Hausjungfer; unterdessen näherte sich Ida Adhemar und sagte zu ihm: „Sie haben da eben etwas Schönes angerichtet . . . Seh'n Sie 'mal, Mama will sich auf's Neue frisiren lassen . . . Wir werden vor Mitternacht nicht fortkommen. — Sie haben Recht . . . ich habe da eine Dummheit gesagt,“ erwiderte Adhemar, „allein ich werde sie wieder gut machen.“

Frau Sublimé trat wieder herein mit den Worten: „Marie ist fort, ein Gefährt zu bestellen; allein sobald sie wieder kommt, muß sie mir den Friseur holen. — Entschuldigung, Madame! erlauben Sie mir eine Bemerkung,“ sagte Adhemar, „ich erinnere mich jetzt, einen Kupferstich gesehen zu haben, auf welchem Sappho gerade in dem Moment vorgestellt ist, wo sie sich vom leukadischen Felsen stürzt, und da war sie durchaus so frisirt, wie Sie hier; wahrscheinlich hatte die berühmte Lesbierin vor jenem Sprung in's jonische Meer ihre Haare auf chinesische Art aufgebunden, damit sie ihr nicht in die Augen kämen. —

Wirklich!" rief Madame Sublimé mit einer entzückten Miene, „Sie haben dieß im Kupferstich gesehen? D dann bleibe ich so . . . Sappho im Moment, wo sie den leufadischen Sprung thut! Dieser Moment ist der interessanteste ihres Lebens; ich bin hocheifrig, daß der Friseur diesen genialen Gedanken gehabt hat. — Das Gefährt ist unten," sagte die unter der Thüre erscheinende Magd. — „Geh'n wir, geh'n wir! — Steht mir mein Anzug gut, meine Damen?" fragte Dardanus, indem er sich vor seine Frau und Tochter stellte. — „Ja, ja, sehr gut! — Daß sich meine Halskrause immer heraufmacht, das genirt mich! — Das wird sich geben . . . sie wird im Tanzen heruntergehen. — Ach, meine Handschuhe! meine Handschuhe! — Ach, mein Sacktuch! — Ach, mein Blumenstrauß! — Warten Sie doch . . . und mein Fächer! eine Camargo darf sich nicht ohne Fächer sehen lassen. — Da ist er; man wartet immerhin bis zum letzten Augenblick . . . Eudorius, hast Du, was Du brauchst? — Ja, ja! . . . ja! prrrristi! Meine Herren, meine Damen! — Seht, er hat schon sein Mundstück zwischen den Zähnen . . . welch schreckliches Kind . . . Gib nur wenigstens Acht, daß Du es nicht hinunterschluckst. — Seid rrrrrrruhig, meine Herrrrn, meine Damen. — Wie wollen wir es denn machen, daß wir bis zum Gefährt kommen? Sie wissen, daß man über den Boulevard muß und es ist entsetzlich schmutzig . . . zudem ist die Pechpfanne vor unserem Hause zerbrochen und noch nicht wieder hergestellt. — Seht da die Unannehmlichkeit, wenn man auf dem Boulevard wohnt,"

sagte Herr Sublimé, „die Gefährte können nicht bis an die Hausthüre gelangen. Zumal ich mit meinen gelben Trichterstiefeln kann nicht in diesem Kothel laufen. — Aber wir etwa? — Ich, die ich Atlas-schuhe an habe? — Und ich mit meinen Theaterstiefeln? — Ich habe lakirte Stiefel,“ sagte Adhemar, „allein, da es einmal sein muß, hoffe ich bei vorsichtigem Auftreten unangefochten bis zum Gefährt zu kommen.“

Unter solchen Gesprächen kam die Familie bis unter die Hausthüre. Man untersuchte den Boden, man maß mit den Blicken die Distanz ab, die zu durchschreiten war, und die Damen riefen: „Es ist unmöglich, in diesem Schmutze zu laufen. — Wenn ich nicht selbst genöthigt wäre, Vorsicht anzuwenden, um vom Schmutze frei zu bleiben, gewiß, meine Damen! ich würde Sie bis zum Gefährt tragen,“ sagte Adhemar; „allein mir scheint, der Kutscher, der nichts an sich verderben kann, könnte Ihnen sehr wohl diesen Dienst leisten. — Sie haben Recht,“ sagte Frau Sublimé, „der Kutscher muß uns auf seinen Armen hinübertragen . . . Laß sehen, rufen wir ihn an . . . Wenn nur dieser Mensch auch stark genug ist. — Ich,“ sagte die Hausjungfer, „will einmal den Kleinen hinübertragen.“ Damit nahm Marie den Polichinell auf ihren Arm, ging quer über den Boulevard und setzte das Kind in das Gefährt, indem sie zum Kutscher sagte: „Frisch, vom Boock herunter . . . man bedarf Eurer! — Was, mich! wozu denn? — Geht herunter, sag' ich!“

Der Kutscher war eine kleine, ziemlich starke Person, doch aber so sehr nach Wein, daß dieß weder angenehm, noch mutheinflößend für Die sein konnte, die von ihm getragen werden sollten.

„Kann Er mich wohl bis zu seinem Gefährt tragen?“ sagte Madame Sublimé, indem sie sich an ihren Automedon wandte, welcher so eben an der Thüre erschien. — „Sie? Ha, ich glaub' schon! — Aber Er muß Achtung geben, daß Er an mir nichts zerdrückt. — Sei'n Sie ganz ruhig.“ Damit bückte sich der Kutscher und hielt sich schon parat, die Sappho aufzuheben, als diese einen Sprung rückwärts that und mit schreckenvoller Stimme rief: „Ach Gott, Kutscher! Ihr riecht auf eine höchst widerliche Weise nach Wein. — Ei nun! Wonach soll ich denn riechen, nach dem Wunsche dieser Dame? Nach meiner Ansicht hat der Wein und sein Geruch da nichts Unangenehmes, im Geringsten nichts! Heda! Seh'n wir, seh'n wir! Soll ich Sie tragen, ja oder nein? Das Ding fängt mir an langweilig zu werden. — Mama, lassen Sie sich doch aufheben,“ sagte Idalia ganz leise zu ihrer Mutter, „es ist ja bald geschehen. — Aber dieser Mensch hat so ein betrunkenes Gesicht, wenn er mich auf den Boulevard fallen ließe! — Kommen Sie, meine Herren, meine Damen!“ rief der Polichinell in seiner Chaise drin.

Madame Sublimé entschloß sich endlich und sagte zum Kutscher: „Nun, so trage Er mich, aber halte Er mich ja immer fest!“

Der Kutscher, den alle diese Säumnisse ungeduldig machten, hob eilig Sappho in seine Arme und trug sie bis zum Gefährt.

„Das wär' Numero 1,“ sagte der Kutscher, indem er die Dame in seine Miethkutsche niederließ. „Wie nun? bin ich etwa gestolpert? — Wohl an denn, spute Er sich, an meine Tochter jetzt.“

Der Kutscher befand sich schon bei dem jungen Mädchen im Reifrock (Camargo), die, ohne den geringsten Tadel gegen ihren Träger zu äußern, glücklich im Gefährt anlangte; auch Adhemar, der mit vieler Vorsicht auf den Zehenspitzen den Boulevard überschritt, stieg nun hinein, und der Kutscher war eben im Begriff, das Thürchen zu schließen, als Jemand zu ihm sagte: „Se, warte Er doch noch... Sieht Er denn nicht, daß der Roué Ludwigs XIII, der dort unter der Thüre steht, auch zu uns gehört... Gehe Er doch und suche Er ihn... er ruft ihm ja. — Was! diese alte Mummerei, die dort unten steht, die soll ich auch herübertragen. Der Teufel! hätten Sie zu all Diesem nicht einen besondern Geschäftsmann aufstellen können!“

Gleichwohl lief jetzt der Kutscher auf Herrn Sublime zu und schickte sich an, ihn aufzuheben, indem er zu ihm sagte: „Ich hoffe, daß ich für all diese Lasten da ein erkleckliches Trinkgeld bekommen werde.“ Allein Dardanus ließ sich nicht bei den Füßen fassen, er fürchtete, seine Trichterstiefel möchten, wenn er auf diese Art getragen würde, Steifstiefel werden. Um nicht gedrückt und zerknittert zu werden, zog er es

vor, auf den Rücken des Kutschers zu steigen und sich wie die Kinder Huckepack tragen zu lassen.

„Wenn Sie auf den Rücken wollen . . . das ist mir ganz einerlei,“ sagte der Kutscher. „Hellauf! klettern Sie und halten Sie sich fest; thun Sie es nicht, so sind Sie selber schuldig, wenn Sie fallen; die ganze Sache geht mich nichts an.“ Der Kutscher bückte sich, Herr Sublimé stieg auf seinen Rücken, umschlang seinen Hals, und sein Träger setzte sich in Bereitschaft, ihn hinüberzutragen. Die Personen, welche auf dem Boulevard waren, brachen in ein starkes Gelächter aus, als sie den Roué aus Ludwigs XIII Zeit auf dem Rücken eines Kutschers erblickten; eben so wenig konnten Die, die im Gefährt waren, sich des Lachens enthalten bei dem Gesicht, das Dardanus in seiner mittelalterlichen Verkleidung machte, und dem die Angst aufgeprägt war, er möchte auf den Boulevard abgesetzt werden. Schon war der Kutscher bis auf etwa vier Schritte dem Gefährt nahe gekommen, als der breitkrämpige, auf die Perücke gepflanzte Hut des Herrn Sublimé sich verrückte und zur Erde fiel. „Mein Hut!“ rief Dardanus, indem er eine Bewegung machte, seinen Hut aufzuhalten. Der Kutscher, welcher den Hut vor sich liegen sah, glaubte ihn leicht aufzuffen zu können; er bückte sich, glitt aber dabei aus, die Last, die er auf dem Rücken hatte, ließ ihn das Gleichgewicht verlieren, er fiel und wälzte sich im Rothe mit dem Roué aus des dreizehnten Ludwigs Zeit. Jetzt erhob sich ein Geschrei von allen Seiten.

„Ich will wetten,“ sagte Sappho, „daß das mei-

nem Gemahl begegnet ist; er versteht sich nicht festzuhalten. — Meiner Treu'! ich bin unschuldig daran," sagte der Kutscher, indem er sich wieder aufrichtete, hätten Sie Ihren Hut nicht fallen lassen, so wäre all Dieß nicht geschehen. — Sind Sie verwundet, Papa?" rief Idalia. — „Nein, ich bin nicht verwundet," sagte Herr Sublimé, indem er sich gleichfalls erhob und seine Halskrause wegzubringen suchte, die sich ihm bis über die Augen heraufgemacht und ein Stirnband gebildet hatte, „aber ich bin sauber weggekommen, voll Schmutz vom Fuß bis zum Kopf; Kutscher, Er ist ein schwacher Mensch! — Was sagen Sie da? Glauben Sie, daß mir das ein besonderes Vergnügen macht, Sie wie einen Pack zu tragen? Bilden Sie sich etwa ein, daß das im Miethlohn mitbedungen ist? Oder bin ich etwa mit Fleiß gefallen? — Je nun, Dardanus, da Sie nicht verwundet sind, so muß man einen Entschluß fassen: Sie kleiden sich anders an und kommen dann uns nach auf den Ball... Vorwärts, Kutscher! Straße Richelieu; wissen Sie die Nummer, Herr Adhemar? — Ja, Madame... ich werde ihm die Thüre zeigen."

Der Kutscher schloß das Kutschenthürchen, stieg auf seinen Bock, peitschte die Pferde, und die Gesellschaft fuhr nun auf den Ball, indem sie den Roué aus Ludwigs Zeit wieder in sein Haus hinaufgehen ließ, ganz bedeckt mit Straßenkoth und schwörend, daß er sich nicht mehr Huckepack tragen lassen wolle.

---

## Fünftes Kapitel.

Der Maskenball. — Bilder nach der Natur. —  
Das Nachessen.

Es war halb eilf Uhr, als Adhemar und die ihn begleitenden Personen bei Madame Bourdichon ankamen; die Quadrillen hatten sich schon gebildet, und die Plätze rings um die Tänzer waren rar.

Der Ball bot einen anziehenden und mannigfaltigen Anblick dar: Alles war verkleidet. Einige Herren, die sich in bürgerlicher Kleidung eingestellt hatten, hatte man mit einer Baumwollencapuze und einer Schürze herausgeputzt und auf einer Seite mit Puder bestreut; sie hatten es sich artig und willig gefallen lassen und stellten mit ihrer improvisirten Verkleidung ihren Mann sehr heiter auf dem Balle. Nur eine einzige Person, welche auch in bürgerlicher Kleidung erschienen war, hatte sich mit vieler Mühe entschließen können, sich mit der Baumwollencapuze verummummen zu lassen. Obwohl dieß ein so häßlicher Mensch war, daß sein Gesicht durch nichts weiter entstellt werden konnte, gehörte er doch zu jenen auf ihre Manieren, auf ihren Geist und ihre Haltung eingebildeten Personen, die sich erhaben über alle Andern dünken, die sich das Recht anmaßen, hoch herab über das, was um sie her geschieht, den Stab zu brechen, und bei welchen man stets den Narren erkennt an ihrem pedantischen Wesen, an ihrem unverschämten Blick und an ihren abgezirkelten und steifen Bewegungen. Der, von dem wir sprechen, war ein sogenannter Literat; ein Titel, der

seit einiger Zeit so gemein geworden ist, daß er nichts mehr bedeutet.

Herr Malentrain, so hieß der Literat, war im Begriff gewesen, sich zu entfernen, als er mit der Hausregel bekannt gemacht worden war; er hatte behauptet, daß sie auf ihn keine Anwendung finden könne; es schmerzte ihn, auf seinem Kopf eine baumwollene Mütze tragen zu sollen. Er war erstaunt, daß man ihn wie die andern Personen der Gesellschaft behandle; er hatte nach Herrn Bourdichon gefragt, jedoch hierauf die Antwort erhalten: „Der Herr ist eben fort, um sich zu maskiren; er ist nicht mehr im Saal.“

Auf Dies hatte er die Madame rufen lassen, welche, den Lärm vernehmend, der an der Thüre ihrer Zimmer gemacht wurde, schnell herbeikam, in der Meinung, es handle sich um einen Carnevalscherz. Als sie jedoch den Literaten die baumwollene Mütze und die Schürze, welche man ihm anlegen wollte, zurückweisen sah, sagte Madame Bourdichon mit ihrem lebenswürdigen Lächeln und ihrer Silberstimme zu ihm: „Es thut mir sehr leid, Herr Malentrain! allein es ist allgemeines Gesetz. — Wie, Madame! eine Baumwollmütze . . . mir?“

Dieses „mir“ wurde von ihm so nachdrucksvoll ausgesprochen, daß die junge Dame ein Lachen nicht unterdrücken konnte; sie erwiederte: „Ich versichere Sie, daß sich dies sehr gut ausnehmen wird; allein wenn Sie ein anderes Kostüm anzulegen vorziehen, so gehen Sie, eins zu holen und kommen Sie maskirt wieder.“

Herr Malentrain hatte hierauf etwas gemurmelt, sich mit grimmigem Gesichte entfernt, und geschworen, sich nicht als Küchenjunge verummnen zu lassen.

Unterdessen war die Hauswirthin, welche etwas Besseres zu thun hatte, als die Erörterungen dieses Herrn anzuhören, wieder in ihre Salons getreten. Der Literat war sofort einige Stufen der Treppe hinabgestiegen, als er aber sah, daß Niemanden einfiel, ihn aufzuhalten, hielt er im Fortgehen inne, bei sich überlegend, daß auf den Ball nothwendig ein Nachessen folgen werde, daß überhaupt Herr Bourdichon seine Sachen prächtig einzurichten wisse, und daß er durch seinen Eigensinn nur eine Gelegenheit vorbeilassen würde, seinen Gaumen zu kitzeln und seinen Magen zu füllen.

Das Ende dieser Ueberlegung war, daß er wieder auf den Ball zurückging, sich die Mütze, den Puder und die Schürze gefallen ließ, und sodann mit übel-launiger Miene in den Zimmern hin- und herging, fest entschlossen, Alles, was er sehen würde, zu kritisiren.

Für eine Frau vom Hause ist es keine Kleinigkeit, zweihundert Personen bei sich zu empfangen, jedem Ankommenden etwas Schönes zu sagen, den Damen Plätze anzuweisen, auf die Complimente der Männer zu antworten, zu wachen, daß zur Festlichkeit nichts fehle, und doch noch Zeit zu finden, mit Denen zu plaudern, welche unter dieser Masse einiges Recht zu besonderer Auszeichnung haben. Mathilde (dies war der Name, den der Gattin des dicken Jägers

ihre Freundinnen gaben) wußte sich dieser Pflichten einer Hauswirthin vollkommen zu entledigen: sie hatte jene Leutseligkeit, jenes ungezwungene Benehmen, das schüchterne oder verlegene Personen in einem Salon in ihre gute Laune zu bringen wußte, jene Heiterkeit, welche sich mittheilt, und jenen liebenswürdigen Geist, welcher Andere glauben macht, sie besitzen ihn selber.

Schon längere Zeit hätte eigentlich Herr Bourdichon die Honneurs mit seiner Frau machen sollen; allein der dicke, sehr spät von der Jagd heimgekommene Herr war auf sein Zimmer gegangen, sich dort in seine Verkleidung zu stecken, und, sei es, daß die Maske schwer anzuziehen war, sei es, daß er überhaupt noch nicht kommen wollte, Herr Bourdichon hatte den Befehl gegeben, ihn ungestört zu lassen, und sich noch nicht auf dem Balle gezeigt.

Mitten unter den Masken, mit welchen der Saal dicht angefüllt war, bemerkte man einen sehr langen, sehr magern, sehr knöchigen Mann, dessen gelbliches, in die Länge sich dehnendes Gesicht schon zum Voraus im Nothfall als Maske dienen konnte. Er hatte eine Jagdweste an, eine Lederkappe mit ungeheuerm Stilk, Kamaschen, die bis über die Mitte der Schenkel herausgingen, und auf dem Rücken eine Jagdtasche, in welcher man zwei natürliche Hasen erblickte.

Es war dieß Herr Carcassonne, welcher den Rath Adhemars befolgt, und, statt sich zu ver mummen, seinen Jagdhabit anbehalten hatte. Damit sein Anblick größere Wirkung hervorbrächte, hatte der Jäger es sich durchaus nicht nehmen lassen, seine Jagdtasche mit

den zwei Hasen, die er zu tödten so kühn gewesen war, umzuhängen. Endlich, damit ja nichts an seiner Maske fehle, hielt er unter seinem Arm eine große Entenflinte, an welcher jedoch der Lauf, die Pfanne, *der Kugel* und der Hahn fehlte.

Die Gattin des Herrn Carcassonne war eine kleine Frau von siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, wohlgebaut, gewandt; ihr Gesicht war zwar nicht hübsch, hatte jedoch freundliche und nicht unangenehme Züge; ihre kleinen Augen hatten einen Ausdruck, der den Mangel der Schönheit beinahe ersetzen konnte. Ein Fehler dieser Dame war, daß sie an Einem fort sprach, beständig log, den Mund nicht aufthat, ohne aufzuschneiden, und nie etwas erzählte, ohne die Sache zu vergrößern oder gänzlich zu entstellen. Da jedoch ihr Geplauder unterhaltend und belustigend war, und ihre Lügen nichts Bösesartiges für ihre Freunde hatten, so schwatzte man gerne mit der Frau Carcassonne.

Dem langen Jägersmann war es so sehr zur Gewohnheit geworden, seine Frau selbsterfundene Sachen reden zu hören, daß er am Ende sich überredete, sie seien wahr; auch hütete er sich wohl, den Erzählungen seiner Gattin zu widersprechen, und war immer bereit, die Treue von Thatsachen zu bestätigen, von denen er gar keine Kenntniß hatte.

Frau Bourdichon kam den Personen entgegen, für welche Adhemar in einem der Tanzsäle Plätze zu bekommen suchte. Mathilde wandte sich mit einem holdseligen Lächeln an den jungen Mann und dankte ihm, daß er den Ritter dieser Damen gemacht habe. Adhemar

seinerseits ließ mit Vergnügen seine Blicke auf der Hauswirthin ruhen. Seit achtzehn Monaten ungefähr kam er in das Haus des dicken Jägers und fand sich in den Kreisen der Pariser Welt öfters mit dessen Frau zusammen, ohne daß jedoch eine andere Vertraulichkeit sich zwischen Beiden gebildet hätte, als wie sie die Gesellschaft gestattet. Adhemar fand Mathilde sehr anziehend; er plauderte sehr gerne mit ihr, hatte indessen nie daran gedacht, ihr den Hof zu machen. Frau Bourdichon ihrerseits, welche einen makellosen Ruf hatte, war freundlich gegen Jedermann, und vielleicht bemerkte sie es selbst nicht, daß ihr Lächeln gegen Adhemar viel süßer war als gegen die Andern. Wir bevorzugen oft Personen auf eine ganz besondere Weise, und geben uns dieser Neigung hin, ohne uns von ihr gehörige Rechenschaft geben zu können. Es gibt Gefühle, welche in der Tiefe unseres Herzens schlafen und nur als geheime Sympathie sich bemerklich machen, und welche, wenn die Gelegenheit fehlt, zuweilen gar nie an den Tag kommen.

Sappho blickte um sich, um die Wirkung zu beobachten, die ihr Kostüm hervorbringe: sie war darob erstaunt, daß Niemand in Bewegung gerathe, daß man sich nicht in Masse herandränge, sie zu sehen; sie hatte sich sogar eingebildet, die Tänzer werden bei ihrem Eintritt in den Ballsaal aufhören zu tanzen.

Ein wenig gekränkt darüber, daß man an ihr vorüberging, ohne in einen Ruf des Erstaunens und der Bewunderung auszubrechen, sagte Madame Sublimé zu Madame Bourdichon: „Wie finden Sie

mich? — Sehr hübsch... Ihr Kostüm ist merkwürdig! — Das ist Sappho, sich vom leukadischen Felsen stürzend... mit indischer Frisur... aber kein Mensch weiß dieß, und das ist ärgerlich. — Wo ist denn aber Herr Sublimé? — Er wird gleich kommen; als er in das Gefährt steigen wollte, ist ihm ein Unfall zugestoßen. Es ist schlechtes Wetter, wir stehen auf dem Boulevard, müssen uns bis an's Gefährt vom Kutscher tragen lassen, und Herr Sublimé fällt in den Roth. — Ach, mein Gott! — O das macht nichts, das ist seine Schuld; er wollte wie die Kinder auf den Rücken des Kutschers steigen... Nun ist er wieder nach Hause zurück, um sich anders zu maskiren... er wird bald kommen. — Das ging doch recht widerwärtig. — Vielmehr sehr glücklich. — Wie? — Ja, sehr glücklich, daß dieß nämlich nicht mir begegnet ist... mein Sapphokostüm wäre total verdorben worden... und dann der Schrecken... Gewiß, ich hätte nicht mehr auf den Ball kommen können. Halt, da ist Madame Carcassonne, als Milchfrau verkleidet... nicht übel, allein wie gemein ist dieß Kostüm da und wie entsetzlich schlecht läßt es ihr!"

Madame Carcassonne ließ sich so eben neben Madame Sublimé nieder, indem sie sagte: „Guten Abend, Madame... Sie haben ein bezauberndes Kostüm! — Finden Sie dieß? Ja, es ist ziemlich ungewöhnlich... das Ihrige ist sehr hübsch und macht Sie zu einem Engel. — Fräulein Idalia ist köstlich als Camargo; aber was mußte ich so eben von Herrn Adhemar hören: Herr Sublimé ist in den Roth gefallen, als

er in das Gefährt steigen wollte? — Ja, Madame. — Mir ist auch schon so etwas begegnet, ja noch etwas viel Außerordentlicheres. Wir sollten auf einen Ball gehen... ach! ich muß Ihnen vor allen Dingen sagen, daß wir in einer sehr schmutzigen Straße wohnten, in der Straße... wie hieß sie nur? Doch das macht nichts zur Sache; genug, wir wohnten in einem Halbgeschloß, das nicht sehr hoch war. In dem Augenblick, wo wir auf den Ball wollten, war ein unmüßiges Wetter; es hatte den ganzen Tag geregnet, ein Fuß hoher Schmutz lag in der Straße... und ein Trottoir, das die Annäherung an's Haus nicht gestattete. Ich hatte ein himmlisches Kostüm: ich war als Bayadere gekleidet, der Stoff war ganz mit Gold und Silber durchwirkt, ringsum Perlen und Federn; das Kostüm kostete mich bei zwölfhundert Franken. Ich sagte nun: es ist unmöglich, zu Fuß bis zum Gefährt zu gelangen, und wenn ich mich tragen lasse, so wird mein Kleid zerknittert. Wenn man ein Kostüm hat, das fünfzehnhundert Franken kostet, so läßt man sich dasselbe nicht gerne zerknittern, das ist begreiflich. Was nun anfangen, um in die Kutsche zu kommen? Auf einmal, den Blick gegen das Fenster gerichtet, rufe ich: Wir wohnen ja gar nicht hoch, das Gefährt ist nicht weit weg, legen wir ein Brett vom Fenster aus bis zum Kutschenschlag und lassen uns hinuntergleiten, dann haben wir einen kleinen russischen Berg. Man fand meinen Einfall ausgezeichnet, wir hatten gerade ungeheuer große Dielen im Hause, welche, ich weiß nicht mehr zu was, benutzt wurden; allein

das war einerlei. Man legte eine herüber ... wir hatten meine kleine Schwester bei uns ... ich begeben mich zuerst auf die Diele, um ein Beispiel zu geben; ich lasse mich hinuntergleiten und bin glücklich im Gefährt; meine Schwester läßt sich darauf hinunter und ist gleichfalls glücklich in der Kutsche; jetzt war mein Mann noch übrig, er setzt sich rittlings auf die Diele und rutscht hinab ... krach! da bricht die Diele ... Sie werden vielleicht meinen, er werde gefallen sein? — Ja, wenn er nicht etwa in der Luft hängen blieb?“ sagte Talia lächelnd. — „Nein, das nicht; ich weiß nicht, wie er es angriff: er gab sich einen Schwung, so daß er gerade auf den Fußtritt des Gefährtes die Füße zu setzen kam ... nicht wahr, Carcassonne ... Sprich doch, Carcassonne, erinnerst Du Dich noch, wie wir durch's Fenster in die Kutsche stiegen?“

Der lange Jäger, welcher um die Tänzer herumspazierte und eben vor seiner Frau stehen blieb, rieb sich die Stirne und murmelte: „Ach ja! ... durch's Fenster ... ja! ... mit einer Leiter. — Ei nein! auf einem Brett, indem wir uns hinuntergleiten ließen. — Ach, ja, ja! ... auf einem Brett, ich erinnere mich sehr wohl, das kam schon öfters bei uns vor. — Wie, dieß dort ist Herr Carcassonne?“ fragte Madame Sublimé. „Ich hätte ihn wahrhaftig nicht wieder erkannt ... Welch sonderbare Verkleidung! — Er ist als Jäger maskirt; das ist sein Jagdkostüm ... Er kam heute vom Jagen her und hat es anbehalten. — O, das ist wirklich originell ... das kommt mir sehr exact vor ... Ich glaube gar, daß er Wildpret in

seiner Jagdtasche hat. — Gewiß . . . ein Duzend Hasen hat er darin. — Ein Duzend Hasen! — Er hat auf der Jagd dreißig an der Zahl geschossen. — Tausend! das heißt Geschicklichkeit! — Ja,“ sagte Herr Carcassonne, welcher die letzten Worte seiner Frau nicht gehört hatte, aber sah, daß man sein Wildpret betrachte; „ja, das sind echte Hasen, die zwei einzigen, die ich auf meiner Jagd mit Bourdichon geschossen habe. — Was! Du hast nicht mehr als zwei geschossen? . . . Ich glaubte, Du habest wenigstens dreißig getödtet,“ sagte die kleine Frau des Jägers. „Man schickt mir immer so viel Wildpret, Rebhühner, Fasanen, daß ich gar nicht mehr daraus komme. Ich weiß nicht was anfangen mit all dem, was man mir schickt. Immer Fasanen essen, das entleidet Einem; lezthin habe ich zwei meinem Portier gegeben.“

Herr Malentrain, welcher eben an dem langen Jäger vorüberging, drückte die Nase zu, machte eine Frage und entfernte sich schnell, indem er sagte: „Ich weiß nicht, was dieser Herr in seiner Waidtasche trägt; aber es riecht sehr übel. Es gibt Leute, welche, um einen Effect hervorzubringen, einen ganzen Saal zu verpesten im Stande sind, wie dieser Herr da, der ein Kostüm von Leinwandlappen und Schildkrötenschalen an sich befestigt hat . . . in der That, sehr anmuthig! — Ach, mein Herr! Ihr Gewehr setzt mich in Furcht!“ sagte eine an Carcassonne vorübergehende Dame. — „Madame! fürchten Sie sich nicht, es ist nicht geladen . . . Seien Sie versichert, daß ich mit einer gefährlichen Waffe nicht in Gesellschaft gehe. Man

hat schon so viele traurige Beispiele von Unglücksfällen erlebt, welche durch das Spielen mit Feuer-  
gewehren herbeigeführt wurden. Mir selbst ist dieß  
schon begegnet, ja, daß ich fehlschoß, ja, fehlschoß  
diesen Winter ... Au weh! der kleine Polichinell da  
gibt mir gräuliche Fußtritte! — Ihr Gatte bringt doch  
die Geschichte nie zu Ende, die er zu erzählen an-  
fängt," sagte ein junger Mann zu Frau Carcassonne.

In diesem Augenblick wurde ein Walzer gespielt.

„Ah, ein Walzer!“ rief Madame Carcassonne,  
„ich bin in den Walzer verliebt ... Ich werde drei  
Stunden ohne Aufhören fortwalzen.“

Ein Türke lud sie zum Walzen ein, sie nahm die  
Einladung an und das Paar verschwand in der Reihe  
der Tanzenden.

„Madame Carcassonne tanzt sehr gut,“ sagte eine  
Dame zu Sappho, die neben ihr saß. Diese er-  
wiederte mit einer spöttischen Miene: „Ja, wenn ich  
jedoch ihr Gatte wäre, so würde ich finden, daß sie  
sich im Walzen zu sehr bloßgibt. — Sie hat viel  
Grazie. — Ach Gott! wenn ich walzen würde wie  
sie ... Herr Sublimé ist zwar nicht eifersüchtig ...  
aber er wäre im Stande, auf Scheidung zu klagen.  
Eudorius, Eudorius! komm doch daher, häßliches  
Kind! Er macht den großen Seitensprung mitten  
unter den Walzenden, er wird noch blaue Male be-  
kommen. — Der kleine Knabe gehört Ihnen, Ma-  
dame? — Ja, Madame! In allen Stücken ein Kind  
zum Erstaunen, ich wage es zu behaupten; er hat so  
viel Geist, daß es erschrecklich ist.“

Fräulein Idalia war nicht zum Tanzen aufgelegt, d. h. ihre Mutter hatte es ihr verboten. Sie hielt sich schadlos dadurch, daß sie alle vorüberschwebenden Paare die Hechel der Kritik passiren ließ. Plötzlich kündigte ein großer Tumult, schallendes Gelächter und die sich mit Macht auf ein und dasselbe Zimmer zu drängende Menge einen Maskenzug besonderer Art an. Bald zeigte sich in der That ein ungeheurer Tiger, der sich mit tausend Wendungen und Drehungen unter die Walzenden mischte, und die Damen zu fassen suchte, um sie mit sich fortzuziehen. Die Gegenwart des Tigers, der mit Jedermann Poffen zu machen suchte, sich auf der Erde wälzte, Wurzelbäume schlug und Andere auch dahin bringen wollte, sie zu schlagen, brachte den ganzen Maskenball in Aufruhr. Man wollte herausbringen, wer die so maskirte Person wäre, Jeder bildete sich seine Vermuthungen, und Herr Malentrain sagte ganz laut: „In jedem Falle ist das eine echt thierische Vermummung! Sich in einen Tiger zu maskiren, wie geistreich das ist! Welch Vergnügen muß es machen, sich da unten herumzuwälzen! — Sollte das wohl der Papa sein, diese Bestie da?“ sagte der kleine Eudorius, indem er zu seiner Mutter herankam. — „Herr Sublimè in einer Tigermaske?“ erwiderte Sappho mit einer sardonischen Miene, den Kopf schüttelnd. „O nein! er ist nicht im Stande, solche Gedanken zu fassen, ich kenne sein Unvermögen zu gut! Wäre er als Vogelorgelspieler hier, das ließe ich mir gefallen. — Auf, Jäger!“ sagten mehrere Personen zu Herrn Carcassonne,

„Jetzt ist es Zeit, Ihre Kunst zu zeigen... Sie haben Ihr Gewehr bei sich... erlegen Sie diesen Tiger da! — Das ist wahr, mein Freund, du bist hierin so geschickt,“ sagte Madame Carcassonne zu ihrem Gatten. „Allons, zeige Dich... eine Tigerjagd ist nichts Neues für dich. Denken Sie sich, meine Damen, in Afrika, wo er war, hat mein Gemahl eines Tages zehn getödtet... er hat mir die Bälge davon geschickt... ich habe allen meinen Freundinnen Geschenke damit gemacht... nicht einmal für mich habe ich einen behalten.“

Während Madame Carcassonne so ihre Windbeutelereien auf die Personen losließ, die sie umringten, hatte die Ballgesellschaft einen großen Kreis gebildet, in dessen Mitte sich der Tiger befand; man hatte den langen Jäger zu ihm hineingeschoben, und dieser Mann, der die wirklichen Tiger in Afrika zu erlegen gewohnt war, schien beinahe erschrocken, sich einer Person gegenüber zu befinden, die sich in den Balg eines solchen Thieres gesteckt hatte.

Der Tiger hatte sich auf seine Hinterbeine gesetzt, in dieser Stellung mit seinen Blicken allen Bewegungen Carcassonne's folgend und drohende Miene machend, ihn mit seinen Bordertaxen anzufallen, wenn er sich nähern würde. Der lange Jäger gebrauchte sein Gewehr mehr dazu, sich zu vertheidigen, als anzugreifen, indem er fortwährend den Tiger umlief, während die Gesellschaft eben so sehr über das Gesicht Carcassonnes, als über die Neckereien des Thieres lachen mußte.

„Wird dieß noch lange so fortgehen?“ sagte Herr Malentrain, indem er seinen Kopf über den einer Dame streckte. „Es scheint mir, man sollte zu gleicher Zeit auf den Tiger und den Jäger Jagd machen.“

Bereizt durch die Scherze, mit denen man ihn foppte, und sich erinnernd, daß er es nur mit einer Maske zu thun habe, schritt endlich Herr Carcassonne zu einem schönen Entschluß, lief gerade auf den Tiger zu, der sich jetzt auf seinen Hinterpfoten aufrichtete, mit einem Satz auf den langen Jäger lossprang, ihn alsbald mit sich auf den Boden riß und dort sich mit ihm wälzte.

Herr Carcassonne begann klägliche Seufzer auszustossen, indem er schwor, daß er es mit einem leibhaftigen Tiger zu thun habe, als vom Eingang eines benachbarten Zimmers her durchdringendes Geschrei erscholl, in welches sich die Stimme des Polichinells mischte.

Die Aufmerksamkeit richtete sich bald auf diese Seite hin. Jeder ließ nun den Tiger mit dem großen Jäger auf dem Fußboden sich wälzen und wollte wissen, welche Rolle der Polichinell spiele, um das Geschrei, das die Gesellschaft erschreckte, zu veranlassen.

Es war das kleine Wunderkind Eudorius, welcher, indem er unaufhörlich singen und sprechen wollte, eben sein Mundstück verschluckt hatte, und sich vor seiner Frau Mutter mit offenem Munde und mit dem Geschrei, daß er ersticke, auf dem Boden wälzte. Sappho, erschreckt ob dem Zustand ihres Sohnes,

stieß das durchdringende Geschrei aus; Fräulein Idalia lief bald zu ihrem Bruder, bald zu ihrer Mutter, und inmitten dieser Bewegungen wiederholte der kleine Knabe mit der Stimme des Polichinells beständig die Worte: „Ich habe sie verschluckt, ich habe sie im Halse!“ was eine so komische Wirkung hervorbrachte, daß viele Personen glaubten, die Scene sei in der That nicht im Ernst zu nehmen.

Der Madame Sublimé indessen war es eben übel geworden, als ein junger Mann, der sah, daß die Sache ernsthaft wurde, ein Paar kleiner Zangen ergriff, dem kleinen Wunder den Mund öffnete und so glücklich war, ihm das Mundstück aus dem Hals zu ziehen. Das Kind war gerettet, der allgemeine Schrecken legte sich; es handelte sich jetzt bloß darum, die unglückliche Sappho wieder zu sich zu bringen. Inmitten dieser Unruhe und Verwirrung zertheilte Madame Bourdichon die Masse und lief hastig durch den Saal, indem sie rief: „Ach, mein Salzwasserfläschchen... ich eile, es zu suchen!“

Als Mathilde mit ihrem Fläschchen wieder in den Saal zurückkam, war jedoch Sappho schon wieder bei Sinnen. Der kleine Eudorius fing wieder seine Polichinellsprünge zu machen an, und wollte sein Mundstück wieder zwischen die Zähne nehmen; Fräulein Idalia schien sehr übler Laune zu sein. Der Kampf des Tigers und des Jägers war inzwischen beendigt, weil während des Gewälzes auf dem Boden der Kopf des Thieres sich losgemacht und man in dem Tiger den Hausherrn, Herrn Bourdichon,

erkannt hatte, der, als er seine Frau erblickte, auf sie zuging und zu ihr sagte: „Das war ich, meine Liebe ... hast Du mich nicht erkannt? He, dieses Kostüm steht mir sehr gut ... ich hatte ein wildes Aussehen ... Ha, ha, ha, habe ich dem armen Carcassonne Furcht eingejagt? — Ja, ja, mein Freund, Sie waren recht natürlich verkleidet!“ versetzte die junge Dame, welche mit etwas ganz Anderem als ihrem Ehgemahl beschäftigt war und deren Blicke Jemand zu suchen schienen. — „Der Herr vom Hause sich in ein vierfüßiges Thier zu verummnen!“ murmelte Herr Malentrain, indem er sich in den Sälen erging. „Das ist mir ein sauberes Kostüm, seine Gäste zu empfangen! Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß man die Ankommenden nöthigt, eine baumwollene Mütze und einen Schurz anzulegen. Wenn der Amphitryon sich lächerlich macht, so verlangt er es auch von den Uebrigen. — Eines Tages,“ sagte Madame Carcassonne, sich an Madame Sublimé wendend, „eines Tages war ich auf einem Maskenball, wo Jedermann die Maske eines Affen angethan hatte: es war dieß außerordentlich lustig! — Eines Affen ... auch die Frauen? — Ganz gewiß ... jedoch ... — Ei wie, man tanzt ja gar nicht!“ rief Herr Bourdichon, „das Orchester gibt das Zeichen zum Anfang ... Wer will mit mir tanzen? Sappho, ach, Sappho, Sie können mir keinen Korb geben!“

Madame Sublimé ging bei sich zu Rath, ob sie ihrer Würde nichts vergebe, wenn sie mit einem Tiger tanze; da es ihr jedoch Langeweile machte,

als Bildsäule dazustehen, so ließ sie sich vom Hausherrn mit fortführen. Adhemar seinerseits, der in diesem Augenblick bei Mathilde stand, ging auf sie zu und bot ihr die Hand, diese gab ihm alsbald die ihre, und beide Paare stellten sich nun zu einer Quadrille auf, während Fräulein Idalia zornigen Tones zu Madame Carcassonne sagte: „Wie finden Sie Herrn Adhemar? Er hatte mich zum ersten Contretanz engagirt, ehe der Tigerkampf statt hatte. Das ist der, der bis daher gar nicht tanzte und nun Madame Bourdichon zum Tanz einlädt! Das ist sehr unanständig!“

Die kleine Dame erwiederte, etwas Gefornes zu sich nehmend: „Sie müssen hierüber nicht ärgerlich werden. Die Männer sind so zerstreut! Beliebt Ihnen nichts vom Gefornen? — Nein, ich will nichts! — Das Eis ist ausgezeichnet. Einmal war ich auf einem Ball die Ursache zweier Duelle... eines Contretanzes halber... ich hatte vergessen, daß ich mich an zwei Offiziere versagt hatte... Es riecht sehr nach Vanille... Zu eben jenem Contretanze... siehe da! lasse ich mich von einem Andern abführen... Ach, sehen Sie, Carcassonne tanzt wenigstens schon mit der sechsten!... Die zwei Offiziere also kommen gerade beim Tanz auf mich zu und sagen mir anzügliche Worte... Bemerken Sie den Herrn dort unten? ich habe ihn längst im Auge, er postirt sich so eben an die Thüren, um auf das zu lauern, was servirt wird; er ergreift etwas, verschlingt es, und begibt sich eben wieder an eine andere Thüre,

wo er es ebenso macht; ich habe ihn dieß Verfahren den ganzen Abend beobachten sehen. — Aber Ihre Offiziere! — Todt, meine liebe Freundin! Sie haben sich alle Beide mit ihrem Degen durchstoßen... ich habe davon eine Krankheit bekommen, während welcher ich in allen Speisen, die ich aß, nichts als Degen erblickte. Carcassonne, sei doch so gut, und bringe mir ein wenig Punsch.“

Während der Quadrille, bei welcher Sappho und der Tiger alle ihre Anmuth entfalteten, überließen sich Adhemar und Mathilde, welche sich auf dem Ball ein Rendezvous gegeben hatten, ganz dem Gefühl jenes süßen Glückes, das die Seele erfüllt, wenn man zum ersten Male vom Gegenstand seiner Liebe verstanden wird und die Gewißheit der Erwidderung hat. Dann reicht ein Wort, ein Blick, ein Druck der Hände zum Verständniß hin, und das Vergnügen, das man dann empfindet, ist um so lebhafter, wenn es unter einer Menge Menschen genossen wird, welche nichts davon merken oder wenigstens sich die Miene geben, nichts davon zu merken. Dieser Contretanz kam den beiden Personen, welche sich jetzt so gut verstanden, nur allzukurz vor.

„Werde ich den andern auch mit Ihnen tanzen?“ sagte Adhemar ganz leise am Schluß der Quadrille. — „Es ist unmöglich,“ erwiderte Mathilde, „ich bin von allzuviel Personen angesprochen, ich darf nicht merken lassen, daß ich Jemand auszeichne; allein beim Nachtessen, wenn es Ihnen Vergnügen macht, neben mir zu sitzen...“

Abhemar drückte statt aller Antwort freudig die Hand, die er mit der seinigen hielt, und nun beeilten sich Beide, sich zu trennen, um den Rest des Festes scheinbar der Gesellschaft zu widmen.

„Carcassonne, mein lieber Freund, sieh, da sind mehrere Personen, welche sich über den Pestgeruch beklagen, den Du bereitest,“ sagte Bourdichon, indem er auf den langen Jäger zuging, der sich eben bemühte, ein Service mit Punsch abzufangen. „Jetzt, da ich Dich spreche, kann ich Dir unumwunden ihre Meinung sagen. Lege schnell Deine Jagdtasche ab, schaffe urplötzlich Dein Wildpret bei Seite, oder wir sind genöthigt, Dich zur Thüre hinaus zu befördern. — Das sind ja aber doch die Hasen, die ich geschossen habe. — Ja! O, ich weiß wohl, daß Du zwei Hasen binnen vier Tagen getödtet hast,“ erwiederte Bourdichon lachend. „Hören Sie 'mal, meine Herren, ich war Zeuge dieser Großthat: der erste wurde von meinem Hund verfolgt, er lief Carcassonne unter die Beine, welcher in Angst gerieth, stolperte, und im Fallen den Hasen unter sich zerdrückte: das wäre Numero eins; die Erlegung des zweiten geschah folgendermaßen: Carcassonne näherte sich einem Gebüsch, that einen Freudensprung und schrie: ein Hase, ein Hase! Ei gut! rief ich von Ferne, so schieß doch; aber spüte Dich, denn der Hase wird schwerlich lange auf Dich warten. Allein mein munterer Junge fing jetzt an, sich zu schneuzen und eine Prise Tabak zu nehmen. Jetzt entschloß er sich endlich, sein Gewehr auf den Hasen abzuschießen, welcher

jedoch gar keine Miene machte, sich zu salviren, denn er war vermuthlich den Tag vorher schon angeschossen und zu der Zeit, als Carcassonne sein Gewehr losdrückte, schon lange todt. Sehen Sie, auf diese Art hat unser Freund zwei Hasen geschossen."

Der große Jäger hatte den Schluß des Bourdichon'schen Berichts nicht mit angehört, er war weggegangen, seine Jagdtasche von sich zu thun, und begann bei seiner Zurückkunft den Tellern mit Backwerk und Erfrischungen aufzulauern, in welcher Jagdart er sehr viel Gewandtheit zeigte.

Madame Sublimé fing jetzt einige Verwunderung darüber zu äußern an, daß ihr Gemahl immer noch nicht da sei, als das Gerücht von einem Unfall, der auf der Treppe Jemand betroffen habe, bis zu den Ohren der Gesellschaft gelangte.

"Was gibt es denn?" fragte Madame Bourdichon ängstlich. — "Es ist nichts, Madame, beinahe nichts," versetzte ein junger, in einen Strohsack gehüllter Mann, "es ist ein Marquis, der so eben die Treppe hinuntergepurzelt ist . . . er war im Begriff, in den Ballsaal zu treten. Einige Schrammen in der Nase . . . einige Beulen an der Stirne . . . das ist Alles. Allein der arme Marquis macht eine sehr klägliche Miene . . . — Ach, mein Gott! ich wette, daß das Dardanus ist, der wieder hinfiel," rief Madame Sublimé; "Eudorius, sieh doch sogleich nach."

Es war in der That Herr Sublimé, dem der Unfall auf der Treppe begegnete. Nach seinem unglücklichen Sturz auf dem Boulevard war der Ge-

mahl Sappho's wieder in seine Wohnung hinaufgegangen, hatte sich ausgekleidet, während er dabei fortwährend seine Standuhren schlagen ließ; dann hatte er seine Hausjungfer herbeigerufen und ihr die Ordre gegeben, einen Friseur und die Kleidung eines Marquis herbeizuholen. Dieses Alles hatte viele Zeit gebraucht. Während der Friseur Herrn Sublimé mit weißem Puder bestreute, wollte ihm derselbe durchaus einen Ohrenschmaus mit den Melodien einer Musikdose, die sechs Mal spielte, zum Besten geben. Dann als seine Perücke spät genug auf seinem Kopfe saß, hatte der Marquis Schuhe mit rothen Absätzen angezogen, welche ihn zwei Zoll höher machten, und als er zu guter Letzt seinen Anzug fertig hatte, wiederholte er an Einem fort: „Es ist mir jetzt sehr lieb, daß ich genöthigt wurde, mein Kostüm zu wechseln; die Marquiskleidung steht mir weit besser als die eines mittelalterlichen Roué. Dieses jetzige Kostüm macht mich viel größer. — Ja, aber nehmen Sie sich vor dem Fallen in Acht, mein Herr,“ sagte die Hausjungfer; „mit Ihren hohen Absätzen, scheint mir, werden Sie nicht allzufest auf den Beinen sein. — Sei ruhig, Marie, ein Marquis läuft leicht weg; er macht Sprünge, er flattert herum... er berührt den Boden fast nicht... Geh', und bestelle mir ein Gefährt... Indeß werde ich mich diesmal vom Kutscher nicht wieder tragen lassen!“

Das Gefährt kam an. Herr Sublimé gelangte glücklich bis zum Kutschenschlag, ohne hinzufallen, hatte jedoch fünf Minuten gebraucht, um über den

Boulevard zu kommen. Er war sofort unangefochten bis in den Hof des Herrn Bourdichon gefahren, ja bereits auf die letzte Treppenstufe des ersten Stockes gelangt, wo ihm die Töne des Orchesters entgegenklangen, als der Marquis, vielleicht durch die Musik elektrisirt, sich allzurash auf den Gang schwingen wollte, mit dem Fuße ausglitt, und wider Willen mehrere Staffeln hinunterfiel.

Man hatte ihn aufgehoben, worauf er sich im ersten Eintrittszimmer niedersezte. Jedermann beeilte sich, von dem Zustand des Marquis Einsicht zu nehmen, und hätte seine Verwundung keine Besorgniß erregt, so hätte man bei seinem Anblick sich des Lachens nicht erwehren können, indem seine schöne Perücke durch den Sturz so aus der Richtung gekommen war, daß der Zopf an seinem linken Ohre Platz genommen hatte, während einer der Taubenflügel sein Gesicht beschattete. Diese Verwüstung seiner Frisur war es auch, was Dardanus am meisten Kummer machte, der den ihn umringenden Personen zur Antwort gab: „Ich meinstheils habe nicht den geringsten Schaden genommen ... meine Perücke allein hat gelitten ... ich wünschte recht sehr einen Friseur ... — Einen Friseur!“ rief Herr Bourdichon, indem er sich dem armen Marquis näherte, „halt, mein lieber Freund, so frisiren wir unsere Tänzer.“ Damit zog Herr Bourdichon eine Baumwollmütze Herrn Sublime über das Haupt, dann nahm der dicke Amphitryon Adhemar, der in der Nähe Mathildens stand, beim Arm, und führte den jungen Mann mit

sich fort in einen Saal, wo Spieltische aufgestellt waren; dort rief er: „Heran, meine Herren, ein kleines Hazardspiel; ich meinstheils habe am Tanzen satt ... ich bin ganz im Schweiß ... überdieß fehlt es diesen Damen nicht an Rittern ... es muß Abwechslung in den Vergnügungen statthaben ... hier findet sich gerade ein Quartett tüchtiger Spieler zusammen ... Dalbrun ... Ledoucet ... Herr Marilly und ich. Schnell, schnell, auf den Platz! Wir haben vor dem Nachessen nicht zu viel Zeit übrig.“

Als Adhemar auf den Ball ging, hatte er sich heilig vorgenommen, nicht zu spielen; allein als er diesen schönen Entschluß gefaßt hatte, steckte ihm noch keine neue Liebe im Kopf, er war noch nicht der Günstling einer liebenswürdigen Frau, deren Eröberung eben so sehr seiner Eigenliebe als seinem Herzen schmeichelte. Was lag ihm jetzt, versunken in die süßesten Hoffnungen, daran, ein Paar Goldstücke zu verspielen. Man ist immer ein Krösus, wenn man glücklich ist, und was schlagen die Rathschläge der Weisheit bei einem Menschen an, der von einer neuen Leidenschaft trunken ist! Ueberdieß war es ja Herr Bourdichon, der ihn zu einer Parthie einlud, und es wäre am unrechten Orte gewesen, einem Ehemann etwas abzuschlagen, mit dessen Gattin man in gutes Einvernehmen kommen will.

Adhemar stellte sich an den Spieltisch; er spielte mit dem Tiger, mit einem Türken und einem Holzauslader. Die Spieler kamen bald in Feuer; Adhemar verlor in kurzer Zeit die Summe, die er bei

sich hatte. Die Börse Bourdichons stand ihm jedoch zu Dienst: man ist immer bereit, Personen, die man für reich hält, Geld vorzustrecken; überdies war Marilly noch nie mit einer Spielschuld im Rückstand geblieben. Der Klang der Musik, die Hitze, der Punsch, Alles vereinigte sich, Tänzer und Spieler in Feuer zu setzen. Adhemar indessen verlor sein Geld mit einer Kaltblütigkeit, einer Gleichgültigkeit, welche das Staunen der Gallerie erregte; es hatte seinen Grund darin, weil er unter den Personen, die um den Tisch standen, öfters Mathilde erblickt hatte, die immer neue Vorwände fand, sich wieder in die Nähe des Hazardspiels zu machen. Da hefteten sich dann ihre Blicke auf Adhemar, und dieser, konnte er wohl aufmerksam auf sein Spiel sein, wenn sein ganzes Wesen mit dieser Frau beschäftigt war, wenn er jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Blicke belauerte!

„Sie sind nicht glücklich diesen Abend, Herr Marilly!“ sagte der Türke, indem er das Gold an sich zog, das der junge Mann auf einen Wurf verspielt hatte. — „Nicht glücklich!“ versetzte Adhemar, der sah, daß ihn Mathilde zärtlich anblickte. „O, entschuldigen Sie, ich finde mich sehr glücklich diesen Abend! — Das ist etwas Anderes; Sie finden sich glücklich, zu verlieren... Jeder nach seinem Geschmack! — Das ist, weil Herr Marilly sehr schön spielt,“ sagte der Gatte Mathildens. „O, in diesem Punkt kenne ich sehr wenige, die den unglücklichen Wechsel des Spiels mit solcher Ruhe aushalten. Wenn ich z. B. etwas anhaltend verliere, so werde ich zwar

nicht übler Laune, aber doch ungeduldig. — Nein, er kommt nicht in üble Laune," murmelte der Literat, welcher auch dem Hazardspiel zusah; „aber er wird purpurroth, seine Nase bläst sich auf und seine Augen hängen ihm aus dem Kopfe. — Sie spielen nicht, mein Herr?" fragte Madame Carcassonne Herrn Malentrain. — „Ich, Madame? O nie! Ich verabscheue die Karten! Ich begreife nicht, wie es Personen gibt, die den Abend am Spieltisch zubringen können. Liegt etwa was Geistreiches darin?"

Der als Türke verkleidete junge Mann, der am Hazardspiel saß, sagte auf dieß so laut, daß er von dem Literaten gehört werden konnte: „Und ich meinstheils kann jene Leute nicht begreifen, die sich in einem Salon immer zu nasenweisen Tadlern Anderer aufwerfen. Wenn man das Kartenspiel nicht liebt, sehr gut, man zwingt Niemand dazu, es zu lieben; wenn man aber sich in der Nähe eines Spieltisches aufstellt, wenn man Angriffe auf die Spielenden macht, wenn man ihnen zu verstehen gibt, sie seien Schwachköpfe, weil sie Gefallen am Kartenspiel finden, so ist dieß jedenfalls ein Beweis von Mangel an Lebensart und Verstand; wenn dieser Herr kein Schulmeister ist, so ist es Schade, daß man ihn nicht hiezu bestellt hat; er sollte ein hölzernes Scepter führen.“

Jedermann lachte über diese Reden des jungen Türken, Herr Malentrain ausgenommen, der aus dem Spielzimmer ging, indem er murmelte: „Es ist hier erstickend heiß... man ist genöthigt, frische Luft

zu schöpfen. — Ich," sagte Madame Carcassonne, „würde gerne spielen, allein mein Mann ist dagegen. Es ist wahr, daß ich höchst unglücklich spiele, schon zweimal verlor ich 1500 Francs, für eine Frau ist das viel! — Fünf Francs wollte sie sagen," murmelte eine Dame, welche die Worte der Frau des langen Jägersmanns gehört hatte.

Abhemar hatte beharrliches Unglück; er würde sich aus freien Stücken der Spielparthie begeben haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, man schließe daraus, er habe wenig zu verspielen. Es war zugleich die Eigenliebe, die Eitelkeit, die ihn an diesen Ort fesselte, obwohl ihm längst die Vernunft und die Weisheit hätten in's Ohr raunen sollen: O vanitas vanitatum! Es ist dieß immer die Triebfeder der Handlungen derer, die sich in der großen Welt bewegen.

Glücklicher Weise machte der Ruf zum Nachteffen allem Spiel ein Ende.

„Herbei, meine Herren, Hand an die Damen!" sagte Mathilde, indem sie in's Spielzimmer trat. — „D recht gerne!" rief Abhemar, sich erhebend; „Herr Bourdichon, ich bin Ihnen 65 Napoleons schuldig. — Sehr wohl, sehr wohl, mein lieber Freund, es stehen andere zu Ihren Diensten, wenn sie Revanche wollen. — Nein, ich habe genug für diesen Abend!"

Madame Bourdichon hatte, indem sie die Männer fortwährend aufforderte, die höflichen Ritter der Damen zu machen und sie in den Speisesaal zu führen, Auswege gefunden, keinen Arm anzunehmen.

Denen, die ihr ihren Arm angeboten, um sie zum Essen zu führen, bezeichnete sie geschwind eine Dame, indem sie sagte: „O halten Sie... geben Sie doch Ihre Hand dieser Dame dort... Ah! Sie sind recht liebenswürdig!“

Und bei dieser ganz natürlichen Verfahrungsweise fand sich Mathilde noch frei, als Adhemar zu ihr trat. Diesen denn forderte sie nicht zum Geleitsmann einer andern Dame auf, vielmehr bot sie ihm die verlangte Hand mit einem jener Blicke, welcher diejenigen, die mit solchen süßen Gunstbezeugungen noch wenig erfreut worden sind, fast zu Narren macht, und selbst denen noch großes Vergnügen gewährt, welche daran gewöhnt sind.

Das Nachteffen war kostbar. Zwei sehr große Zimmer, welche für den Ball zu einem einzigen hergerichtet werden konnten, bildeten einen ungeheuren Saal. Alle Damen und die Hälfte der Männer hatten sich an die Tafel gesetzt. Diejenigen, die dieses Glücks entbehren mußten, trösteten sich damit, daß es dann später auch an sie kommen würde. Herr Malentrain gehörte zur Zahl der Letzteren, und da er sich sehr darüber gekränkt fühlte, daß man ihm nicht unter den Allerersten mit den Damen einen Platz angewiesen hatte, so kritisirte er die Anordnung des Nachteffens, die Art, wie die Platten aufgestellt waren, besonders die Verschwendung von Armleuchtern und Blumen, welche die Tafel bedeckten, und pflegte dann dieß Gespräch mit dem Gemurmel zu schließen: „Ei daß doch! Sie werden noch nicht sobald

fertig werden; Sie werden uns nichts als die Beine des Geflügels und die Kruste der Schüsseln übrig lassen... das wird anmuthig sein!"

Abhemar wußte nicht, ob er am Nachteffen saß, noch ob er etwas aß; er wußte bloß das Eine, daß er an der Seite Mathildens sich befand, daß er sanft mit dem seinigen ihr Knie berühren, manchmal ihre Hand nehmen, sie zärtlich drücken und dann ganz leise sagen konnte: „Wann werde ich Sie wieder sehen? wann werde ich Sie ohne Zeugen sprechen, Ihnen sagen können, wie sehr ich Sie liebe! — Morgen um zwei Uhr... ich werde in den Tuilerien auf der Terrasse am Rand des Wassers spazieren gehen.“

Abhemar fragte nichts mehr, er war trunken vor Freude.

Man erhob sich von der Tafel. Mathilde sagte ihm ganz leise, er möchte nicht in ihrer Nähe bleiben, was er ohne Widerrede befolgte; jetzt, da er seines Glückes gewiß war, unterwarf er sich jedweder Nothwendigkeit. Man fing wieder an zu tanzen; er forderte Fräulein Idalia dazu auf, machte eine Tour mit Sappho. In seiner Freude brachte er selbst Herrn Carcassonne mit seinen Hasen zum Tanzen. Während des Rests der Nacht überließ er sich vollends der ausgelassensten Freude; Jedermann bewunderte seine Lustigkeit, deren wahren Grund Mathilde allein kannte.

Als es endlich Zeit zum Weggehen war, bemerkte Madame Sublimé erst, daß ihr Gemahl nicht auf

dem Ball geblieben war; Dardanus war aus Verzweiflung davongegangen, daß sich seine Perücke verrückt hatte. Die Familie Sublimé nahm wieder die Gefälligkeit Adhemars in Anspruch, um einen guten Geleitsmann nach Hause zu haben, und der junge Mann, der diesen Abend Niemand etwas abschlug, weil ihm Mathilde ein Rendezvous versprochen hatte, machte wieder bei Sappho und ihren Kindern den Ritter. Er nahm den Polichinell, der in einem Winkel eingeschlafen war, auf seine Arme, warf ihn in die Kutsche, half sofort der Madame und ihrer Tochter hinein und folgte dann selbst. In dem Augenblick jedoch, wo er dem Commissionär, der den Kutschentritt herabgelassen hatte, die Straße angeben wollte, fiel der Schein einer Laterne auf das Gesicht dieses Menschen. Adhemar war äußerst betroffen, indem er das Gesicht des Lumpensammlers wieder zu erkennen glaubte, welcher ihm diesen Abend am Ufer des Kanals begegnet war.

„Ei!“ sagte Fräulein Idalia, „ich glaube, Herr Adhemar erinnert sich nicht mehr unserer Nummer! — Ach! entschuldigen Sie,“ versetzte Adhemar, den Kopf aus dem Kutschenschlag beugend. Während er dem Kutscher fortwährend die Nummer zurief, suchten seine Augen den Commissionär, dem er etwas Münze geben wollte; aber bereits war dieser wieder verschwunden.

## Sechstes Kapitel.

Zwei Damen, die es friert.

Abhemar, ob er gleich sehr ermüdet war, hatte sehr schlecht geschlafen; man kommt nicht leicht zum Genuß eines ruhigen Schlummers, wenn eine neue Leidenschaft in uns wogt, wenn eine Masse Erinnerungen und Hoffnungen in unserm Kopfe sich drängen. In solchen Fällen werden Einem die Stunden lang, man wünscht den Lauf der Zeit beschleunigen zu können; das beste Mittel hierzu würde freilich der Schlummer abgeben, aber dieß schlägt dann gerade nicht an.

Die Liebesgedanken und die vergnüglichen Träume, in welche sich der junge Mann gewiegt hatte, wechselten jedoch manchmal mit weniger angenehmen Betrachtungen, welche sich gleichsam wie dunkle Schatten inmitten des Gemäldes warfen.

„Ich habe sieben Napoleons, die ich bei mir hatte, verloren,“ sagte Abhemar zu sich, „und fünfundsechzig bin ich Bourdichon schuldig . . . beinahe fünfzehnhundert Franken verspielt . . . in meiner Lage will das nicht wenig heißen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr zu spielen; konnte ich es aber gestern anders machen? Nein, es war unmöglich! Ich habe keinen Sous mehr im Hause . . . Morgen muß ich Geld haben . . . man kann zu einem Rendezvous nicht mit leerer Tasche kommen . . . ich will morgen früh zu meinem Wechselagenten gehen, ein Kapital von hundert Franken Rente aufzukündigen. Damit gedenke ich Bourdichon zu bezahlen und mehr als sechzig Franken werden

mir übrig bleiben. Ach, Teufel! das ist mein Zahltermin! und meinem Schneider glaube ich auch Geld versprochen zu haben. Doch, das ist einerlei... er mag mir einige Zeit hindurch ein Gesicht schneiden... unterdessen werde ich mich dann einschränken. Von Mathilden geliebt, werde ich glücklich sein; ich werde vergessen, daß ich es noch mehr hätte sein können! Ja, ich werde die Vergangenheit total vergessen... Welch bezaubernde Frau! Ich sage ihr nur ein Wort von meiner Liebe, und sie setzt nicht den mindesten Zweifel darein... es bedurfte nur einer Gelegenheit, um meine Flamme zum Ausbruch kommen zu lassen... Es ist immer so im Leben... die Gelegenheiten geben Allem den Ausschlag. Es ist ohne Zweifel das, was man sonst auch Zufall nennt; ich werde sie morgen sehen!... um zwei Uhr... in den Tuilerien... wenn sie nur auch gewiß erscheint. O gewiß! diese Frau ist keine Kokette... sie wird mit mir kein loses Spiel treiben wollen... sie wird kommen... Wie viel Uhr ist es wohl? sechs Uhr Morgens... und noch nicht Tag... könnte ich doch schlafen!"

Der junge Mann schloß die Augen und versuchte ein wenig zu schlummern; aber bald beunruhigten ihn wieder andere Erinnerungen und beschäftigten seine Einbildungskraft. Er sah wieder diesen Lumpensammler, diesen Commissionär, dessen Züge ihn so sehr betroffen gemacht hatten, und, in seinem Bette sich immerfort hin und her wendend, um Ruhe zu finden, sagte er bei sich: „Immer dieser Mensch! was will er nur von mir? In allen Ländern, die ich durchreist,

nach meiner Rückkehr aus Italien, auf allen meinen Wegen stieß ich auf diesen Menschen. Gleichviel, in welcher Tracht, er zeigte sich meinem Blick! Ich kenne diese sonnenverbrannte Hautfarbe, diese stark ausgeprägten Züge, diese schwarzen durchdringenden Augen ... was habe ich diesem Menschen gethan, daß er mich überall hin verfolgt? Schon mehrmals suchte ich ihn einzuholen, ihn zur Rede zu stellen, jedoch man könnte meinen, er habe meine Gedanken gelesen: jedes Mal verschwand er in dem Augenblick, wo ich ihn zu erreichen glaubte. Ich, der ich doch kein Romanheld bin, muß jetzt gestehen, daß das, was mir seit einiger Zeit begegnet, sehr die Farbe des Romanhaften trägt ... Manchmal kommt mir der Gedanke, daß diese geheimnißvolle Person nur nach den Befehlen einer andern Person handle. Doch nein! ... um mir einen Spion nachzuschicken, um meinen Schritten und Tritten, meinem Betragen aufzulauern ... müßte sie sich noch mit mir beschäftigen, und dann würde ich ihr nicht ganz gleichgültig sein. Nein! sie hat mir das Gegentheil oft genug gesagt ... von nun an habe ich nichts mehr mit ihr zu schaffen ... Doch weg mit diesen Erinnerungen! Schlafen und träumen wir von Mathilde!"

In Folge des Zuthuns seiner Augen und seiner Bemühung, den Schlaf zu finden, gelang es Adhemar, bis Morgens neun Uhr etwas zu schlummern, als ein Pochen an seine Thüre ihn die Augen aufschlagen ließ. Er stand auf, warf einen Schlafrock um und öffnete die Thüre. Eine junge, sehr hübsch

gekleidete Frau, die aber ihr Gesicht mit einem Taschentuch verbergen zu wollen schien, obgleich sie bereits einen Hut und einen Schleier auf dem Kopfe hatte, trat hastig bei Adhemar ein, lief, ohne inne zu halten, bis in das Schlafzimmer, ließ sich erst dort auf einen Sessel nieder, legte Hut, Schleier und Schwab bei Seite und erlaubte jetzt dem jungen Mann ihr Gesicht anzusehen. Adhemar war sehr betroffen, als er in ihr die Person erkannte, mit welcher er den Abend vorher am Ufer des Kanals spazieren gegangen war.

„Emmeline! — Ja, ich bin's! Du hattest mich nicht erwartet, wie? — Nein! gewiß... Du solltest ja erst morgen kommen... es scheint mir... — O ja, da bin ich... da bin ich für immer!... Halt, sieh einmal, wie dieses garstige Ungeheuer mich zugerichtet hat! Er hat mich geschlagen... zerkräft... verwüstet... aufgerißt... darum verberge ich auch mein Gesicht, denn ich muß schrecklich anzusehen sein... O mein Gott, mein Gott! ich bin unglücklich!“

Bei diesen Worten fing Fräulein Emmeline zu weinen an, indes Adhemar sich ihr näherte, ihr Gesicht untersuchte und in der That dort mehrere blaue Male, Nägelriße und überhaupt die Spuren einer Unterredung wahrnahm, die mit ausdrucksvollen Bewegungen geführt worden war.

„Arme Emmeline! Wie, ist es möglich? Hat man sich solchen Unfug gegen Sie erlaubt? — Er scheint mir nur allzusehr zu sein! — Und wer denn? — Wer sonst als dieß Ungeheuer... dieß Scheusal von

Reginald? Wer sonst hätte sich erlaubt, mich zu schlagen? — Das ist furchtbar... aber wie kam er denn dazu? Bei welchem Auftritt geschah es? — Ich will Dir Alles erzählen... gib mir ein Glas Zuckerwasser mit Drangenblütthe, wenn Du welche hast. — Ja, ja!... Arme Emmeline!... Ich bin ganz ergriffen, Sie in solchem Zustand zu sehen! Halt, trink!"

Die junge Frau schlürfte das Glas Zuckerwasser auf einen Zug aus, dann fing sie ihre Erzählung, untermengt mit Seufzen und Schluchzen, an.

„Gestern Abend... Du weißt, daß ich mich lange auf dem Spaziergang mit Dir verweilte, allzulange, denn Reginald schließ böswilliger Weise nicht ein. Als ich eintrat, sagte er mit barschem Tone zu mir: Woher kommen Sie? Darauf versetzte ich: Von meiner Krämerin, wo ich schottischen Faden kaufte! So, und zwei Stunden bleibt man aus, um mir von der Seite zu gehen? Ich gebe dieß nicht mehr zu! Auf dieß gab ich ihm die Antwort: Wenn man auf eine Frau eifersüchtig ist, so läßt man sie nicht alle Tage allein zu Hause sitzen, wie Sie es machen, man leistet ihr vielmehr Gesellschaft und sucht ihr Aufheiterung zu verschaffen. Gut, er antwortet nichts mehr, legt sich seitwärts und schläft ein. Ich dagegen lese noch ziemlich lange, lege mich dann auch zu Bette, ohne daß er aufwacht, und schlafe gleichfalls ein. Den andern Morgen... hast ihn gesehen?... wacht mein Herr Reginald, der sich in der Regel sehr spät aus den Federn macht, wohlbedachter Weise früh auf, steigt in aller Stille aus dem

Bette und fängt meinen Pultisch zu durchsuchen an. Ich vermuthe, daß er schon gestern Abend diese Durchstöberung begann, daß ihn aber meine Zurückkunft an der Fortsetzung dieses edlen Geschäftes hinderte... unglücklicher Weise hatte ich Deinen letzten Brief darin aufbewahrt... — So, das ist's! Und doch sagt' ich Ihnen hundert Mal: Bewahren Sie nie einen Brief auf... man kann ihn lesen... es kann Ihnen Unannehmlichkeiten zuziehen! — Ja, mein Gott! Ich weiß wohl, daß Sie mir dieß gesagt haben; auch verbrannte ich die Briefe jedes Mal... allein dieser war so allerliebft... ich wollte ihn noch einmal lesen!... Uebrigens setzt Sie dieß keiner Verdrießlichkeit aus... er war nicht unterzeichnet. — Ich wollte lieber, er wäre es gewesen und Sie wären nicht geschlagen worden! — Nun gut, er findet den Brief und liest ihn: er wird roth wie ein Puter, naht sich meinem Bette und springt auf mich zu wie eine wüthende Raße. Du kannst Dir wohl vorstellen, daß ich hierauf nicht gefaßt war, doch ahnte ich, daß er jenen Brief gelesen haben müsse, und zerbrach mir nun den Kopf, ob ich ihm nicht ein Geschichtchen aufbinden könnte. Er hielt mir den Brief unter die Nase und sagte: Was ist denn das da? Ich erinnerte mich, daß Dein Brief kein Datum hatte, und da er nicht durch die Post gekommen war, so fand ich plötzlich eine Ausflucht und gab ihm ziemlich kaltblütig zur Antwort: Dieß da, dieser alte Brief? mein Gott! der ist schon seit undenklicher Zeit da! Er sagte mir dann, daß ich lüge, und fragte mich endlich: von wem

dieser Brief herrühre; ich erwiederte, daß ich ihn vor der Bekanntschaft mit ihm erhalten, und daß ich mich nicht mehr entsinnen könne, von wem er mir zugesandt worden. Das brachte ihn auf; er nannte mich wieder eine Lügnerin, und befahl mir gebieterisch, zu sagen, von wem dieser Brief wäre; ich gab ihm jedoch kein Gehör. Hierauf beging er die Schändlichkeit, mich zu schlagen... ich schrie... ich warf ihm, was ich unter die Hände bekommen konnte, an den Kopf, er gerieth in noch größere Wuth über mich... zerriß mir das Gesicht mit seinen Nägeln, indem er sagte, daß er ein gutes Mittel wüßte, meine Eroberungen zu verhindern... kurz, wäre Magdalena nicht dazu gekommen, ich glaube, er hätte mich gänzlich verunstaltet. — Arme, bedauernswerthe Frau! wie kann sich ein Mann so weit vergessen! Ein schwaches Weib zu schlagen! Wie wenn das ein Mittel wäre, ihre Liebe zu gewinnen! — Ich bin häßlich genug zugerichtet, nicht wahr! Ich habe eine zerschundene Nase und dann eine Verwundung unter dem Auge... es ist ganz blau. — O, das will nichts bedeuten... Sie sind nichtsdestoweniger hübsch, und in meinen Augen sind Sie nur um so interessanter; ich bin trostlos, die Ursache von all Diesem zu sein! — O mein Gott! Ich bin ja schuldig daran... ich hätte den Brief verbrennen sollen. Uebrigens suchte Reginald schon lange nur einen Vorwand, mich so zu behandeln; wäre er Willens, mich zu verlassen, so würde ich das natürlich finden, allein, sollten Sie es glauben, mein Freund? nachdem er mich auf die angegebene Weise

mißhandelt und ich ihm gesagt hätte, daß ich aus dem Hause gehen würde, schrie er: Besinne Dich wohl, zu gehen! Ich verbiete es Dir; und solltest Du so unglücklich sein, mir nicht zu gehorchen, so werde ich Dich zu finden wissen und Dich tödten, Dich und Den, mit dem ich Dich zusammen treffen werde. Sieh', solche Sachen wagte er mir zu sagen; allein Du kannst Dir wohl vorstellen, daß mich dieß nicht hinderte, nachdem er weggegangen war, mich in aller Eile fortzumachen. Mit diesem Menschen noch länger zu leben... nein! lieber sterben. Ich kam nun hierher... denn ich habe keine andere Stütze als Sie. Ich sagte zu mir: Er wird mich nicht von sich stoßen... er wird mich niemals mißhandeln... er ist gut... er liebt mich... er wird mich bei sich behalten für immer, für immer!... Ich werde glücklicher sein, als bei diesem schändlichen Reginald, den ich, seitdem Sie meine ganze Liebe besitzen, nicht mehr ausstehen kann!"

Adhemar blieb einige Augenblicke ohne Antwort. Das, was ihm jetzt begegnete, machte ihm eben kein großes Vergnügen. Als Emmeline vorhin bei ihm angeklopft hatte, war er so ferne von einem Gedanken an sie; man hätte beinahe glauben können, die Erinnerung an diese junge Frau sei ganz aus seinem Herzen verbannt. Seit gestern Abend hatte eine Andere Besitz von ihrem Throne genommen, zum wenigsten hatte sie bei Seite rücken und sich mit einem kleinen Plätzchen bescheiden müssen, um die zärtliche Mathilde dort nach Bequemlichkeit herrschen zu lassen.

Während der Erzählung Emmelinens hatte der junge Mann sich mehr als einmal an das Rendezvous erinnert, das heute in den Tuileries stattfinden sollte, und das zu versäumen ihn in Verzweiflung gebracht hätte; allein die neue Neigung, die das Herz Adhemars gefangen hielt, konnte ihn gleichwohl nicht unempfindlich werden lassen gegen den Gram seiner andern Geliebten, zumal gegen einen Gram, von dem er die Ursache so gut als bei sich selbst suchen mußte. Dennoch wollte der Vorschlag, von nun an immer bei ihm zu wohnen, dem jungen Manne keineswegs gefallen. In jedem andern Falle hätte er ihn zurückgewiesen, weil er alle damit verbundenen Unannehmlichkeiten wohl überblickte; aber nun kam Emmeline geschlagen, ja, feinetwegen geschlagen, und unmöglich konnte er unter solchen Umständen ihr die Gastfreundschaft verweigern.

Während Adhemar alle diese Gedanken, die sich in seinem Kopfe kreuzten, bei sich erwog, fand er nichts Besseres zu thun, als ein zweites Glas Zuckerwasser, das er Emmeline präsentirte, zuzurichten; allein sie wies das Glas mit den Worten zurück: „Ich danke, mein Freund!... Ich habe keinen Durst mehr... ich habe Sie aus dem Schlaf aufgeschreckt... Sie schliefen so gut... Aber was sehe ich auf diesem Sessel?... ein Seemannskostüm! Sie waren wohl diese Nacht auf einem Maskenball? — Ja!... es ist so!... Ich ging mit einem meiner Freunde auf einen Maskenball. — Und gestern Abend sagten Sie mir nichts davon? Sie gaben mir die Versicherung,

Sie werden nach Hause gehen und sich zeitig zu Bette legen. — Es war dieß mein fester Entschluß; allein ich begegnete dem Herrn, der den Ball gab, und dieser bat mich so lange, mich darauf einzustellen, bis ich nachgab. — Und dieser Hase? Wer hat Ihnen den gegeben? — Derselbe Herr; er kam von der Jagd zurück und gab mir ihn. — Welche Geschichte wollen Sie mir da aufbinden! Derselbe Herr, der von der Jagd zurückkam und Abends einen Ball gab?! Sie sagen mir Unwahrheiten! — Seht da die Frauen! Wenn man ihnen die Wahrheit sagt, so glauben sie gewiß nie; sagt man ihnen aber Lügen vor, so lassen sie sich sogleich überzeugen. Ich sage Ihnen noch einmal, daß ich auf dem Ball bei Bourdichon war, der von der Jagd zurückkam... Gestern, als ich Sie verließ, dachte ich nicht von Weitem daran, mich auf dem Ball einzufinden... Es ist nichts Unwahres an Allem, was ich da sage. — Ach! das rührt davon her, weil ich bereits so unglücklich bin. Wenn Sie mich täuschten, Sie! Ach, ich wüßte, was ich dann thun würde! — Lassen Sie es gut sein, Emmeline! Beruhigen Sie sich! Setzen Sie sich wieder! — Es ist der Hase da, der mir im Kopfe umgeht. — Was? Sie sind jetzt eifersüchtig auf einen Hasen? — O nein! doch... entschuldige, mein Freund! ich habe Unrecht... Aber Sie sind noch nicht angekleidet... es ist allzufalt... Legen Sie sich wieder zu Bette, mein Freund! es wird besser sein... man friert bei Ihnen..."

Abhemar befand sich in großer Verlegenheit; er

hatte seine Pläne für den Tag gefaßt und das, was ihm jetzt vorgeschlagen wurde, wollte so gar nicht damit zusammenpassen. Er stellte sich, als höre er nicht, was die junge Frau ihm so eben sagte, trat auf sie zu und untersuchte mit gerührter Miene alle die Beschädigungen ihres Gesichtes, indem er murmelte: „Arme Kleine! Eine so niedliche, so hübsche Frau zu zerkratzen, zu schlagen... Thut Dir dieses noch weh? — Nein! — Und dieß? — Ein wenig... Meine Nase ist aufgeschwollen, nicht wahr? — Nein, wenigstens scheint es nicht so. — O, ich hab' ihn meines Theils auch gezeichnet: ich warf ihm eine Tasse und einen Präsentirteller an den Kopf; er glaubte einäugig geworden zu sein. Es ärgert mich nur, daß er es nicht ist... Aber es ist kalt bei Ihnen, mein Freund! Sie zittern. — Ich? Ich versichere Sie vom Gegentheil. Hat er Sie unter das Auge geschlagen? Es sieht blau! — Gewiß... Ich bin recht häßlich, nicht wahr? — Sie können es nie werden! — Doch, wenn mein Zustand Besorgniß erregt, so bin ich es zuverlässig!... und ich sehe wohl, daß ich diesen Eindruck auf Sie mache. — Auf mich? Und warum sagen Sie mir dieß zum Beispiel? — Ach!... weil... — Sagen Sie es doch!“

Emmeline antwortete nicht; allein sie hielt von Neuem ihr Taschentuch vor die Augen. Adhemar wollte gerade einige Trostworte an sie richten, als man von Neuem mehrmals an die Thüre pochte.

Der junge Mann gab mehr Erstaunen als gute Laune bei diesem neuen Besuche zu erkennen; Emmeline

dagegen erbleichte und zitterte, es schien ihr ein Uebelbefinden ankommen zu wollen, und sie stotterte fortwährend: „Ach, mein Gott! das ist er! Ach, zuverlässig ist er es! — Was denn, meine theure Freundin! und wer denn? — Reginald! Er wird mir gefolgt sein, wird mir aufgepaßt haben. O, mein Freund! ich bin verloren! Er wird mich tödten! Er wird auch Dich tödten! — Habe doch keine Furcht! Tödtet man denn die Leute auf solche Art? Für's Erste sei versichert, daß ich ihn zum Fenster hinauswerfen werde, bevor er noch Hand an Dich legt. Sodann, was hätte er für ein Recht dazu? Es ist nicht Dein Mann, nach Allem . . . — O, das ist einerlei! Deffne nicht, ich bitte Dich! — Doch, ich will öffnen, denn ich glaube nicht, daß es Reginald ist. — Ach, verstecke mich doch! O, verstecke mich doch!“

Emmeline, erschrocken und überzeugt, daß es ihr eifersüchtiger Mann sei, der an der Thüre pochte, lief wie toll im Zimmer hin und her; sie öffnete die Schränke, die Schubladen, die Möbel, um ein Versteck zu finden, und als sie nicht dahin kommen konnte, ergoß sie sich in Klagen und Jammertönen. Während dieser Zeit fuhr man fort zu klopfen, dabei wurde die Glocke heftig gezogen. Emmelinens Schreck wurde mit jeder Minute überwältigender, und in der Ermanglung eines andern Verstecks warf sie sich endlich in das Bett Adhemars, steckte sich hastig unter die Bettdecken und Kissen, rief ihm zu, alle seine Ballkleider und selbst seine Sophasühle auf sie zu werfen, so daß sie am Ende auf eine Art darunter begraben

war, daß es schwer war, irgend Jemand im Bette zu vermuthen.

„Aber Sie werden ersticken!“ sagte Adhemar zu ihr, welcher sie nicht mehr in seinem Bette wahrnehmen konnte. — „Nein, nein!... ich habe Lust an der Fußstätte... ich liege unten... verbergen Sie meinen Hut und meinen Schwal gut. — Seien Sie ganz ruhig!“

Der Hut und der Schwal wurden unter die Unterbeinkleider versteckt, als dieß im Keinen war, öffnete Adhemar die Thüre, zu welcher seine Nachbarin vom untern Stocke, Fräulein Azema, hereintrat.

„Guten Morgen, mein kleiner Nachbar!“ sagte die junge Schauspielerin, indem sie in das Zimmer trat und sogleich in die Schlafkammer drang, während Adhemar die äußere Thüre wieder schloß. „Ich wäre nicht so frühe zu Ihnen heraufgegangen, weil ich wußte, daß Sie diese Nacht auf dem Ball waren und ich mir vorstellte, daß Sie noch im tiefen Schlafe ruhten, allein Ihr Nachbar, Herr Trouillade, versicherte mich, daß er diesen Morgen Ihre Thüre bereits öffnen gehört habe, und so habe ich denn Sie zu stören gewagt.“

Während Fräulein Azema so fortsprach, ließ sie neugierige Blicke durch das ganze Zimmer schweifen.

„Setzen Sie sich doch, meine Nachbarin!“ sagte Adhemar, indem er sich beeilte, der jungen Theaterdame einen Armstuhl anzubieten, die jedoch auf das Bett sich niederließ, und, wie es schien, nicht ohne Absicht. — „Ich danke, mein Nachbar! Sie machen

vielleicht etwas Feuer an, es ist nicht sehr warm bei Ihnen. — Das hat seinen Grund darin... weil ich so eben erst aufstand. Doch ich werde gleich anmachen. — Kommt denn nicht die Beschließerin alle Morgen zu Ihnen herauf, um Ihnen welches anzuzünden? — Ja, das heißt... wenn ich sie rufe. — Ich meines Theils bediene mich der ehrenwerthen Frau Coquenard, seit ich ohne Hausjungfer bin; sie versteht die Stelle meiner „groom“, meiner Kammerjungfer, meines Negers... jedoch werde ich nächstens wieder eine Kammerfrau nehmen... Da ich auf dem Theater bin, kann ich es nicht in die Dauer so gehen lassen... man hat immer Pakete fortzuschicken; allein dieß ist Nebensache. Ich komme einer Angelegenheit wegen zu Ihnen, wie Sie sich wohl vorstellen werden. Ich bin Ihnen außerordentlichen Dank schuldig für die zwei Rebhühner, die Sie mir gestern geschenkt haben. — Ach, meine Nachbarin! kommen Sie wieder auf dieß zu sprechen? — Ich komme darauf, um auf etwas Anderes zu kommen... Ein Rebhuhn führt einen manchmal einen Schritt weiter... Sie sind doch die Ursache, daß ich mit Bardajos einen fürchterlichen Auftritt gehabt habe. — Ach so! Sagen Sie mir doch, wie sich derselbe endigte? Der Herr schien mir in der That etwas verstimmt! — Ja, aber als ich sah, daß er in Aerger gerathen wollte, schrie ich noch viel ärger als er... Dann kam er auf den Gedanken, daß er doch Unrecht haben könne. Es ist dieß ein altes, aber ein probates Mittel. Kurz, Bardajos warf sich in meinen Schoß, wo er sich Ber-

zeihung erflachte. Er versprach mir einen sehr hübschen Smaragdschmuck unter der Bedingung, daß ich mit Ihnen nicht mehr plaudern solle... Mein Andalusier ist sehr eifersüchtig auf Sie. — Und Sie haben ihm versprochen, nicht mehr mit mir zu plaudern? — Halt, das will ich glauben! Für einen Smaragdschmuck verspricht man Alles, was man will; was jedoch das Halten betrifft, das ist wieder eine andere Frage... Mein Nachbar! Ich komme, Ihnen das Anerbieten zu machen, in meiner Gesellschaft das Frühstück einzunehmen und die Rebhühner zusammen zu verspeisen... Nicht in meinem Zimmer... ich würde dabei nicht ruhig sein... sondern hier... unter der Bedingung, daß Sie zum Exempel etwas Feuer machen; denn es ist schauderhaft kalt bei Ihnen. Wohlan! Laß sehen, sind Sie damit einverstanden? — Meine Nachbarin! Ihr Vorschlag ist sehr liebenswürdig, gewiß! Allein diesen Morgen habe ich ein Rendezvous... und... — Hat man denn die Rendezvous in so früher Tageszeit? Sie werden nach dem Frühstück gehen... die ehrenwerthe Frau Coquenard wird uns die zwei Thierchen braten, ein wenig Fisch, ein wenig Salat, ein wenig Bisquit und Champagner dazu... köstlich! Wir werden ohne alle Ceremonie dejeuner... nicht so? Beliebt es Ihnen? — Ich kann nicht, meine Nachbarin!“

Fräulein Azema erhob sich mit einer beleidigten Miene, machte einige Schritte im Zimmer und murmelte: „Sie sind erstaunlich artig... Ach, wie kalt ist es bei Ihnen! Nun gut, ich gehe... ich verlasse

Sie ... wie war ich doch so albern, zu glauben, mein Vorschlag werde angenehm sein! Das wird mich lehren, ein andres Mal weniger eingebildet zu sein ... ich finde mich sehr schmerzhaft berührt ... ich werde Ihre Rebhühner zum Fenster hinauswerfen ... Sie lachen ... Ach! der Herr macht sich lustig über mich, in der That, ich habe es verdient! — Ach, meine Nachbarin! ... Ich hoffe, Sie werden mich nicht für fähig halten, mich über Sie lustig zu machen ... Ihr Anerbieten ist sehr liebenswürdig ... und ohne einen dringenden Umstand ... — O ja, das ist ein dringender Umstand! Wir wissen, was das ist! O, Sie kennen mich sehr schlecht, ich habe einen schnackischen Kopf! Es ist gut, daß Bardajos mir verbietet, mit Ihnen zu reden ...“

Der Ton der heftig angezogenen Glocke unterbrach Azema mitten im Satze. Adhemar schien ziemlich erstaunt über diesen neuen Besuch, während seine junge Nachbarin die Farbe wechselte und ihre Munterkeit ganz verlor; sie sah den jungen Mann mit bestürzter Miene an, indem sie stotterte: „Klingelt man bei Ihnen? — Ja, ja! vor meiner Thüre. — Ach, mein Gott! welcher Einfall. — Was denn? Was haben Sie? — Ich habe ... ich habe ... Dieser Einfaltspinsel Bardajos ist wohl im Stande, mir auf dem Fuße zu folgen ... mir aufzulauern ... Er wird in meinem Zimmer gewesen sein ... ich beging die Thorheit, meinen Schlüssel stecken zu lassen ... er wird vermuthen, daß ich nicht weit sein könne ... er wird

mich hier auffuchen wollen. — Meiner Treu! desto schlimmer für ihn! Ich werde diesen Herrn zum Besten haben. — O, aber ich! Mir liegt an dem Smaragdschmucke, den er mir versprach... findet er mich hier, so werde ich ihn nicht erhalten! — Was wollen Sie anfangen? — Deffnen Sie nicht! — Unmöglich, man wird schon gesagt haben, daß ich da sei. — In der That, wenn er es ist... so wird er auf dem Gange warten... Kling, kling, schelle, schelle, Bestie! Ich verstecke mich! — Ich habe kein Versteck! — O doch! halten Sie, in Ihrem Bette... es liegt eine Masse Gegenstände darauf... man wird mich nicht bemerken. — Nein, nein, meine Nachbarin! nur nicht in meinem Bette... ich bitte Sie inständig!"

Allein Fräulein Azema hörte nicht auf Adhemar; sie war bereits im Bett, kam nicht ohne Mühe dazu, die Decke zu finden und machte sich dann unter sie, indem sie murmelte: „Es ist doch da weit besser als auf einem Sessel!“

Und bald war ihr Kopf, so wie ihr übriger Leib, ganz unter den Ueberwürfen verschwunden.

Adhemar stand einen Augenblick wie versteinert da. Azema stieß einen Schrei aus und steckte ihren Kopf wieder mit den Worten aus dem Bett: „Ach, da ist ja schon Eine d'rin! Das Ungeheuer! Jetzt nimmt mich's nicht mehr Wunder, daß er sich nicht zum Frühstück hergeben wollte... Doch gleichviel... wir werden uns nicht rühren... denn es scheint mir, die hier befindliche Person möchte so wenig als ich hier ange-troffen werden. Nun gut, jetzt können Sie öffnen.“

Damit verschwand die junge Schauspielerin von Neuem im Bette. Adhemar schritt sofort der Thüre zu und öffnete sie, indem er sagte: „Herein denn! in Gottesnamen!“

### Siebentes Kapitel.

Mittel gegen Nervenübel. — Adhemar ist kein Kapitalist mehr.

Es war Herr Trouillade, der auf dem nämlichen Boden wohnende Trillersänger, der an der Thüre seines Nebenwohners geschellt hatte, wobei der mächtige Schall seiner Stimme und mehr oder weniger ausgehaltene Orgeltöne das Getöse der Glocke begleiteten, ein Getöse, das nur dann sich unterbrach, wenn er seinem Sohn drohte, den man von frühem Tage an schon schreien und heulen hörte.

In jedem andern Fall würde Adhemar den überlästigen Nachbar heimgesickt haben; aber diesmal empfing ihn der junge Mann beinahe mit Vergnügen, weil er hoffte, seine Ankunft werde ihn aus der Verlegenheit retten, in der er sich befand.

Herr Trouillade hatte sehr wenig Haltung und Anstand. Er hatte lange flanelle Beinkleider an, die vormals weiß gewesen waren, die aber in Folge des Waschens eine gelbliche Farbe angenommen hatten, und eine Moltonweste vom nämlichen Stoffe. Weste und Hosen jedoch waren alle beide in der Wäsche etwas kürzer geworden, so daß sie sich, zumal über

dem dicken Leibe ihres Eigenthümers, unmöglich wieder zusammenfinden konnten; vielmehr befand sich zwischen den Hosen und der Weste eine Kluft, welche durch sein um den Körper herum bauschig hervorquellendes Hemd ausgefüllt wurde. Der Künstler wollte jedoch finden, daß das seinem Negligé etwas Spanisches gebe, und seitdem er sich als Figaro hatte abbilden lassen, überredete er sich immer, den Anblick dieser Rolle darzubieten zu müssen.

„Guten Morgen, mein lieber Nachbar,“ sagte Herr Trouillade, indem er in Adhemars Zimmer trat; „ich hoffe, daß ich Sie nicht störe... Wart, Lycoris, wart, Schlingel! ich werde sogleich zu Dir kommen! So? bist Du mit Deinem Frühstück nicht zufrieden... Schwernoth! ich wünschte, daß Du immer Sachen wie diese hättest... einen Vogelflügel à la Marengo und eine Hand voll Oliven? Ich glaube, damit sollte ein so kleines Kind zufrieden sein können! — Es scheint mir, Ihr Sohn schreit, seit er die Augen offen hat,“ sagte Adhemar, indem er sich wieder in sein Schlafzimmer zurückbegab, wohin ihm sein Nachbar folgte. — „Das ist eine Gewohnheit, die ich ihm beigebracht habe, seit seine Amme mir ihn wieder brachte, und nur im Interesse seiner Stimme und seiner Lungenflügel. Der kleine Schlingel darf mir kein Brustkranker werden, das sage ich Ihnen; mit zwölf Jahren muß er mir Robert den Teufel singen, wie die verstorbene Pais Anakreon bei Polykrates sang... Ich habe den Anschein eines barbarischen Vaters, allein

ich bereite diesem Kinde nur eine goldene Zukunft vor... Halt, haben Sie Ihren Hasen noch?"

Die Augen Herrn Trouillades richteten sich jetzt auf das Fenster. Den Abend vorher hatte Adhemar den Hasen an's Fenster aufgehängt und seither hatte er nicht daran gedacht, ihn zum Fenster hinauszuthun.

„Glauben Sie etwa, ich habe ihn diese Nacht verspeist?“ sagte Adhemar lächelnd und heftete seine Blicke auf das Bett, wo sich Alles in der vollstän- digsten Unbeweglichkeit befand. — „Nein, nein, aber wenn Sie ihn allzulange aufbewahren... es wird warm in Ihrem Zimmer. — Finden Sie dieß? Sie sind der Erste, der mir dieß sagt. Aber zur Sache, Nachbar! haben Sie mir etwa ein Anliegen vorzu- bringen... etwas zu sagen? — Eine Sache, die sehr wichtig für mich ist... ich wollte mit Ihnen gestern Abend darüber reden... aber Sie hatten so sehr Eile... diesen Morgen sagte nun meine Frau zu mir: Geh' doch gleich zu unserm liebenswürdigen Nachbar, Herrn Marilly, er liebt die Künste und die Künstler und dann ist er reich... er sieht nicht auf das Geld; er ist kein solcher Geizhals, wie so viele Leute der großen Welt. — Zur Sache, Nach- bar!... Sparen Sie Ihre Complimente, ich bitte Sie! — O ihr Götter! Complimente! Weg mit ihnen! ich verfluche sie!... die Wahrheit, immer die reine Wahrheit! Sie sehen mich hier, um Ihnen zu sagen, daß ich, den lebhaftesten Aufforderungen meh- rerer Direktoren, dramatischer Beamten und Regis- seure der Provinz und des Auslandes, welche mich

um jeden Preis zu hören wünschen, nachgebend, mich entschlossen habe, eine Vorstellung zu meinem Benefiz zu geben. Ich gedachte anfangs im Saal Chantereine oder in dem der Straße Lancry zu spielen, allein diese beide würden viel zu klein sein. — Haben Sie nicht das Odeon verlangt? — Nein, ich habe den Saal von Ruel bekommen... Sie kennen das kleine Dorf Ruel, nahe bei Malmaison; dort befindet sich ein kostbarer Saal, den die Behörde sich beeilte, zu meiner Verfügung zu stellen. Ich habe nun noch eine vordere Loge übrig. Gestern warfen sich mir wenigstens fünfzig Personen zu Füßen, um noch eine Loge zu erhalten, allein ich wies sie ab, um dieselbe Ihnen aufzubehalten. Meine Frau sagte zu mir: hebe diese Loge für unsern lieben Nachbar Marilly auf, er wird sich geschmeichelt fühlen, Dich hören zu können. Ich würde tausend Francs haben können, wenn ich dieß behalten wollte... das da... es ist für morgen Nachmittag... und ich denke, daß...“

Ehe Adhemar noch Zeit hatte, seinem Nachbar zu antworten, gerieth sein Bett in große Bewegung oben an der Kopfstätte: die Decke, ein Kopfkissen, ein Ohrpfühl wurden beiseit geworfen, und Azema arbeitete sich unter all diesem Zeuge hervor, indem sie sagte: „Ich hoffe, daß das irgend ein Schwäzger ist! Ah so! Herr Trouillade! der kommt nicht umsonst aus der Gascogne.“

Der Sänger der Läufe und Triller stand sehr betroffen da bei dieser unerwarteten Erscheinung; gleichwohl öffnete er den Mund, um der jungen Schau-

spielerin zu antworten, als das Bett abermals und zwar diesmal auf einer andern Seite in Bewegung gerieth. Von der Fußstätte aus wurden alle möglichen Gegenstände in die Luft geworfen: Decke, Kleider, Kissen, während die arme, halberstickte Emmeline ihren Kopf in die Luft hob und leise sagte: „Ach! es gibt kein Mittel mehr, es länger auszuhalten; ich bin am Tode! — Zwei Frauen? zwei in Ihrem Bett, Nachbar!“ rief Trouillade, Emmelinens gewahr werdend. — „Ei! Herr Trouillade, es handelt sich hier um keine Scherze mehr... diese Frau hat das Bewußtsein verloren!“ rief Adhemar, indem er Emmelinens zusprang; „helfen Sie mir doch, Beistand zu leisten! — Beruhigen Sie sich,“ sagte Azema, welche aus dem Bett gesprungen war und bereits den Kopf Emmelinens hielt, ihr das Halstuch abnahm und ihr Kleid aufzuhäkeln sich bemühte, „es hat nichts zu bedeuten, die unmäßige Wärme! Freilich! sie hatte den Eigensinn, darin auszuhalten. Ich, als ich versichert war, daß es nur mein Hausgenosse Trouillade sei, habe mich alsbald in die freie Luft gemacht. — Aber sie kommt nicht zu sich... Emmeline, theure Emmeline... Seht doch, ihre Glieder werden steif, ihre Adern schwellen an! — In der That, ich fürchte, es möchte ein Nervenzufall sein! — Ja, ja, das ist ein Nervenzufall,“ rief Trouillade, „Ich kenne das, meine Frau hat deren öfters... seit der Zeit, da man ihr im Theater so viele Blumensträuße und Kränze zugeworfen... Es gibt nichts Gefährlicheres für die Nerven...

Auch ich habe mir ausbeeten, daß man mich mit nichts werfe . . . ich bin sehr nervenschwach . . . ich wäre im Stande, eine Ohnmacht zu bekommen."

Azema und Adhemar hatten sehr wenig Lust an diesen Reden Trouillade's; die Erstere hatte eine Scheere auf dem Kamin gefunden: sie entkleidete Emmeline, indem sie Schnüre, Schleifen und Alles, was den Rock und die Schnürbrust festhielt, aufschnitt. Adhemar lief in alle Ecken des Zimmers: er suchte Wasser, Zucker, Essig, während die Schauspielerin ihm zurief: „Aether . . . Salz . . . oder wenigstens Orangeblüthenwasser, das wird helfen . . . Haben Sie welches? — Mein Gott, nein! Ich glaube nicht. Doch, doch! ich hatte einmal. — Warten Sie, warten Sie, ich weiß, was man dieser jungen Dame geben muß, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen," sagte Trouillade, indem er eine Doktorsmiene annahm; „werden Sie nicht unruhig . . . ich werde ihr's sogleich holen . . . Sie werden sehen, daß sie alsbald wieder bei sich sein wird. — Nun, so laufen Sie, mein Nachbar . . . eilen Sie, ich bitte Sie . . . — Ich will holen, was nöthig ist . . . Glücklicher Weise habe ich davon in meinem Zimmer! O ich habe stets in Bereitschaft; ich bin ein Mann der Vorsicht!"

Der Nachbar ging endlich auf sein Zimmer, das nervenstärkende Mittel zu holen. Unterdessen hatte jedoch Adhemar, alle Winkel durchstöbernd, das Orangeblüthenwasser gefunden; Azema goß einige Tropfen davon auf Zucker und gab dieß der Kranken ein, welche bereits sich darauf besser zu befinden schien.

„Sie ist recht hübsch!“ sagte Azema, Emmeline betrachtend; „Ach! schlechter Mann! jetzt begreife ich wohl, warum mein Frühstück Sie nicht verlocken konnte. Allein warum haben Sie geöffnet? Und warum verbarg sie sich? — Ach! es würde zu lange dauern, es Ihnen ausführlich zu erzählen. — Sie haben Recht, und überdieß geht mich dieß nichts an... aber sie hat Male im Gesicht, wie wenn sie von Nägeln herrührten, zerkratzte Stellen... Arme kleine Frau! O, zuverlässig haben Sie sie nicht so behandelt... und ich begreife jetzt gut, warum sie sich versteckte. Sapperment! Bardajos oder irgend ein Anderer sollte mir kommen und mein Gesicht mir so verwüsten! Ich schwöre heilig, er müßte über eine Katzenpfote davonlaufen. Sehen Sie, es wird ihr besser... die Farbe kehrt wieder... um so besser; denn ich setze kein großes Vertrauen in das, was der Nachbar herbeibringen wird. Gibt es einen ärgeren Prahlhans als den da? mit seiner Benefiz-Vorstellung in Ruel! Ein schönes Theater, das von Ruel! Man kann keine drei Stücke aufführen! dieser Hanswurst von Trouillade! Wenn der jemals in der Oper singt, so miethe ich den Saal.“

Die Rückkunft des Nachbarn machte diesen Betrachtungen der jungen Schauspielerin ein Ende. Herr Trouillade trat mit triumphirender Miene ein, indem er in seiner Hand etwas hielt, das er jedoch noch nicht sehen ließ. Er näherte sich jetzt dem Bette und schob mit der Miene eines Operateurs, der in seiner Kunst gestört zu werden fürchtet, Azema

und Adhemar bei Seite; dann die rechte Hand an die Nase der Kranken legend, während die linke sich sanft auf ihren Kopf lehnte, ließ er sie an einer ungeheuren Knoblauchszehe athmen. — „Was haben Sie denn da!“ rief Adhemar, „Sie heben ihr ja eine Zwiebel unter die Nase! — Eine Zwiebel? das wäre noch gut, wahrhaftig!“ sagte Azema, „riechen Sie nichts von dem Knoblauch, den er ihr hält! — Lassen Sie mich doch machen!“ erwiderte Trouillade, seine Kur fortsetzend. „Wenn ich Ihnen sage, daß das unfehlbare Wirkung thut! Halten Sie... sehen Sie! Sie bewegt sich... sie schlägt die Augen auf...“

Emmeline, deren Blässe jetzt weniger furchterregend war, bewegte sich in der That auf ihrem Bett, schien jedoch mit der Hand das, was man ihr zu riechen gab, abwehren zu wollen, und bald darauf stammelte sie: „Legen... legen Sie doch dieses weg, ich bitte Sie... Es macht mir schreckliche Herzbe-  
klemmung, es wird mir dadurch nur übler!“

Als Adhemar sah, daß Trouillade beharrlich fortfuhr, seine Knoblauchszehe unter die Nase Emmelinens zu halten, faßte er ihn mitten um den Leib, ließ ihn einen Kreis-  
schwung machen und sagte zu ihm: „So legen Sie es doch weg... Sie sehen ja, daß dieser Geruch ihr widerlich ist! — Ei! Sehen Sie denn nicht, daß sie dies so eben wieder zu sich gebracht hat?“ sagte Trouillade, indem er sich im Spiegel besah und die Stellung seiner Gipsfigur annahm! — „Meiner Treu!“ sagte Azema, „ich glaube

schwerlich, daß es Ihre Knoblauchszehe ist, die diese Frau wieder zu sich brachte; jedenfalls aber bitte ich Sie, mein lieber Hausgenosse, sollte ich einmal in Ihrer Gegenwart Nervenzufälle bekommen, von ihrem Mittelchen keinen Gebrauch zu machen, um mich wieder zum Bewußtsein zu bringen . . . das würde mich zu sehr verpesten! — Sehr hübsch! sehr hübsch!“ murmelte Trouillade, indem er eben den Hasen streichelte; „sie liebt den Knoblauch nicht, und doch weiß ich die Zeit noch gar wohl, wo sie nichts Anderes als Würste für drei Sous zu Mittag speiste, die damit gewürzt waren . . . damals war freilich noch kein Andalusier da und man knüpfte seine Schuhe mit Bindfaden zu. Wart . . . Weibsbild! Wenn Du Deine Rollen auswendig lernst, dann werde ich falsch wie eine Eule singen.“

Adhemar brachte Emmeline wieder auf sein Bett und in möglichst gute Lage. Azema hatte eine Flasche mit Eau de Portugal auf dem Kamine gefunden und spritzte dasselbe reichlich im Zimmer umher, um den Knoblauchgeruch zu vertreiben. Der jungen Kranken wurde wieder besser, sie fing an, gegen Adhemar zu lächeln, der alle die Beweise der Besorgniß zu erkennen gab, die eintritt, wenn man Personen das Bewußtsein verlieren sieht. Unterdessen hatte der Trillerfänger ein rosenfarbenes Papier aus seiner Tasche gezogen und es mit den Worten auf's Kamin gelegt: „Hier ist das Billet, Herr Marilly . . . ich lege es hieher . . . unter den Leuchter . . . nein, Teufel! es könnte etwas vom Wachlicht darauf kommen

... ich lege es Ihnen unter das Glas ... doch nein, ich will es in diese Base legen, es wird da sicherer aufgehoben sein."

Adhemar gab seinem Nachbar keine Antwort; denn ganz mit Emmelinen beschäftigt, hörte er ihn nicht und schenkte seinem Geschwätze überhaupt keine Aufmerksamkeit. Er neigte sich über Emmelinen, nahm ihre Hand, drückte sie in die seinige und lis-pelte: „Wie befinden Sie sich jetzt? — Ein wenig besser ... doch habe ich noch Herzdrücken. — Daran ist nichts Anderes als der Knoblauch unsers Nachbars Trouillade schuld," sagte Azema lachend. — „Knoblauch und Herzbeklemmung? Wie!" sagte Trouillade, „es ist ein Präservativ gegen die Pest, es muß dieß Uebel einen andern Grund haben, der ... die ..."

Immer sprechend ließ Trouillade seine Blicke nach dem Hasen hin schweifen, der immer noch an der Fensterstange hing; dann, wie vom Blitzschlag eines Gedankens getroffen, schlug er sich an die Stirne, zog an seinem bauschigen Hemde und schrie: „Der Grund! ei, mein Gott! der Grund, den wir suchen, der Grund, da ist er ja! Allmächtige Götter! da ist er klar und evident! ich rieche ihn hier! dieser Hase ... dieser unglückliche Hase, der so stark riecht und dessen Geruch der Madame Herzbeklemmungen verursacht ... und der, so lange er hier bleibt, sie nicht genesen lassen wird. Halten Sie, Madame, ich will sie von dieser unglückseligen Bestie befreien ... ich bin trostlos, daran nicht früher gedacht zu haben."

Mit diesen Worten ging Trouillade auf den Hasen

zu, nahm ihn herab und verschwand damit, indem er rief: „Seien Sie ruhig, Madame, Sie werden nichts mehr davon riechen.“

Man hörte den Nachbar weggehen und die Thüre des Geschosses zumachen. Azema warf sich in einen Lehnstuhl, brach in ein Gelächter aus und rief: „Seht mir einmal diesen Ausgang! Er durfte nicht fehlen und würde sich nie so schön auf dem Theater ausnehmen. Ei du verruchter Figaro, wie gut steht dir der Hase an! Was sagen Sie dazu, mein Nachbar? Aber Entschuldigung! ich schwaze und denke nicht daran, daß ich Sie langweile. Madame hat meine Dienste nicht mehr nöthig, ich werde wieder in mein Zimmer hinuntergehen. Sollten Sie manchmal mißvergnügt sein und mich brauchen können, so rufen Sie nur nach mir und geniren Sie sich nicht, ich werde sogleich zu Ihnen heraufkommen. Auf Wiedersehen, mein Nachbar!“

Die junge Schauspielerin machte eine anmuthige Beugung gegen Emmeline, beglückte Adhemar mit einem Lächeln und entfernte sich, die Melodie eines Contretanzes trillernd.

„Das ist eine sehr artige, sehr heitere, und wie ich glaube, sehr gefällige Person,“ sagte Adhemar, indem er seiner Nachbarin nachblickte. — „Ja,“ antwortete Emmeline, ihre Blicke fest auf die des jungen Mannes richtend; „aber sie kam, um mit Ihnen ein Frühstück einzunehmen und ich liebe dieses nicht. — Sie kam, mir den Vorschlag dazu zu machen... allein wenn Sie, wie ich hoffe, unsere Unterredung

gehört haben, so sollten Sie hieraus deutlich erkennen können, daß kein Verhältniß zwischen uns stattfindet. — Wenn es auch jetzt noch nicht so weit ist, so denke ich doch, daß dieß nach dem Besuche, den dieses Fräulein diesen Morgen bei Ihnen gemacht hat, nicht lange mehr anstehen wird. — Ach! Emmeline, Sie werden grausam! Sie denken immer an solche Sachen... — Es scheint mir, daß, wenn eine Frau zu einem Manne auf das Zimmer kommt, und ihn zu einem Frühstück unter vier Augen einlädt, man nicht weiß, was man hiezu sagen soll. Warum haben Sie auch die Rebhühner diesem... Fräulein gegeben? — Mein Gott! der Zufall! Ich begegne ihr gestern Abend auf der Treppe, als ich mit meinem Wildpret heraufstieg. — Sehen Sie, so eben haben Sie mir von einem Hasen gesagt; Sie haben sich aber gehütet, von den Rebhühnern zu sprechen! — Ei mein Gott! meine liebe Freundin, ich habe ganz andere Dinge im Kopf! — Sie hat eine schrecklich freche Miene... diese... Azema... ach, hätte sie mich nicht im Bette entdeckt, ich wäre lieber erstickt, als mich zu zeigen. — Da würden Sie eine sehr ungeschickte Sache gemacht haben. — Ei wie? Was machen Sie da? Sie kleiden sich an? — Gewiß! es scheint mir Zeit dazu zu sein... Mein Gott! halb zwölf vorüber. — Werden Sie wohl ausgehen? — Ja, ich habe diesen Morgen ein Geschäft... ein unaufschiebbares Geschäft. — Ich will aufstehen... ich will mit Ihnen ausgehen... Warum hat man mich entkleidet?"

Unter solchen Gesprächen hatte sich Emmeline halb aufgerichtet, und suchte ihren Busen zu bedecken, Adhemar jedoch lief zu ihr hin und sagte in einem sehr zärtlichen Tone zu ihr: „Meine theure Emmeline, ich muß zu meinem Wechselagenten, denn ich habe keinen Sous mehr hier ... ich habe gestern, was ich noch hatte, im Spiel verloren und ich muß Geld haben; es mangelt mir sogar diesen Morgen schon: Sie wissen wohl, daß man ohne Geld nicht leben kann. Ueberdieß habe ich eine Spielschuld zu berichtigen und dieß muß binnen vierundzwanzig Stunden bezahlt sein.“

„Ach, wie häßlich ist es doch, zu spielen ... Wie viel haben Sie verloren? — Es ist jetzt schon so ... aber Sie sehen wohl ein, daß ich jetzt ausgehen muß und daß ich Sie nicht mitnehmen kann. — Sehr belustigend! Aber wenigstens werden Sie nicht lange ausbleiben. — Ich werde mich beeilen ... Ich habe noch einen oder zwei Gänge diesen Morgen zu machen ... ich werde nicht lange ausbleiben. — Einen oder zwei Gänge ... und wohin! zu wem! warum! — Mein Gott, theure Emmeline! das würde zu lange dauern, es Ihnen auseinander zu setzen. Kann ich denn nicht einen Schritt thun, ohne daß Sie mich fragen, wohin ich gehe! Haben Sie nicht so viel Zutrauen zu mir, um ruhig zu sein? — O nein, ich habe gar wenig; erstens muß ich Ihnen sagen, daß ich sehr eifersüchtig auf die Leute bin, die ich liebe. Reginald ging den ganzen Tag aus ... das war mir sehr gleichgültig, ich liebte ihn nicht; aber

Sie... o, damit hat es eine ganz andere Bewandnis... Wenn Sie mich nicht mitnehmen, so werde ich Ihnen folgen und ich werde wohl merken, ob Sie mich täuschen. — Wohl, meine beste Freundin, beruhigen Sie sich; Sie sind so eben unwohl geworden; der Auftritt diesen Morgen mußte auch Ihre Gedanken in Unordnung bringen. Sie bedürfen der Ruhe; versuchen Sie zu schlafen, das wird Ihnen gut thun. — So! Schlafen soll ich? O nein! Ich werde vielmehr weinen, bis Sie wieder zurückgekehrt sind. — Das wäre in der That geistreich! Mein Gott! es gibt doch keine vernünftige Frau! — Nun, so ärgern Sie sich nur nicht; ich will vernünftig sein; ich werde nicht schlafen, aber ich werde an Sie denken. Ich werde zu mir sagen: ich bin bei ihm, mit ihm, er wird bald zurückkommen; künftig werden wir uns nie mehr verlassen und ich werde mich sehr glücklich fühlen.“

Adhemar antwortete nichts. Er beeilte sich, seine Toilette vollends zu machen, nahm seine Anweisung aus seinem Schreibtische, legte sie mit einem Seufzer in seine Brieftasche, dann sah er auf die Uhr: in einigen Minuten war es zwölf... er hatte keine Zeit zu verlieren. Er umarmte Emmeline, deren Augen ihm aufmerksam gefolgt waren, und die keine seiner Bewegungen im Zimmer aus der Acht gelassen hatte.

„Adieu, meine beste Freundin. — Adieu. O! das ist mir sehr unangenehm, daß Sie gehen. — Ich sagte Ihnen, daß ich es nicht anders machen kann.

Adieu. — Sie werden Sich doch beeilen, mein Freund.

— O ja, ja; zum Henker, ja!"

Nach dieser ein wenig derben Antwort ging Adhemar rasch fort und stieg vier Stufen zumal hinab, aus Furcht, sie möchte ihn noch einmal zurückrufen. Auf der Straße angekommen, lief er hastig auf einen Fiakerplatz und sagte zu sich: „In welches Wespennest bin ich gerathen; zuverlässig eine artige, hübsche Frau, mit der ich aber nur eine einfache Bekanntschaft zu machen gedachte, eine jener Verbindungen, die man, wenn man will, wieder abbricht, denn im Grunde fühle ich für sie keine große Leidenschaft. Je nun! daß sie sich aber auch mußte von ihm schlagen lassen, so zu sagen um meinetwillen, und nun mir gar vollends in die Arme fällt, in dem Augenblick, wo es mir unerläßlich ist, mit der genauesten Einschränkung zu leben. Gleichwohl kann ich diese junge Frau nicht von mir stoßen, welche jetzt ohne alle Hülfsmittel sein würde; wenn sie mir nur wenigstens eine angenehme, lebenswürdige Gesellschaft in Aussicht stellte. . . . Aber kaum ist sie drei Stunden bei mir, und schon will sie mich am Ausgehen hindern und nimmt sich heraus, Rechenschaft von meinen unbedeutendsten Handlungen zu fordern. O Gott! das, was wir Leute von vornehmerem Stande Glück zu nennen übereinkamen, wird in der That nichts anderes sein, als ein langes, trügerisches Umhertreiben, das in unserem Herzen nichts Anderes als den Schmerz der Täuschung und Reue zurückläßt! Ja, ja, ich suchte mich zu zerstreuen, und jetzt muß

ich dem Strome folgen. Uebrigens ist Mathilde bezaubernd, und ich liebe sie wirklich.“

Abhemar erinnerte sich nicht, daß er so sprach, so oft er eine neue Verbindung angeknüpft hatte. Wohl wissend, daß sein Wechselagent ihm Geld zustellen würde, ehe er auch nur ihm seine Anweisung eingehändigt hätte, stieg er in ein Cabriolet, um sich zu dem führen zu lassen, der sein Banquier geworden war. Unterwegs sagte er bei sich: Ein Kapital von hundert Francs Rente aufkünden, wird nun nicht zureichen! Ich werde Emmelinen nicht bei mir behalten; nein, denn ich würde dann nicht mehr frei sein und das ist vor allen Dingen das Geringste, daß ich meine Freiheit bewahre. Sie kommt mich theuer genug zu stehen! Allein ich werde diese junge Frau in einer kleinen Wohnung unterbringen, die ich möbliren lassen will. Zu all dem, das kann ich schon berechnen, werden tausend Francs lange nicht zureichen... Sodann muß sie doch zu leben haben, und ich auch. Jeden Augenblick zu meinem Wechselagenten gehen, um die Trümmer meines Vermögens aufzukündigen, langweilt mich. Kündige ich Alles auf... meiner Treu! ich habe gute Lust dazu... so werde ich zum wenigsten eine lange Zeit vor mir haben. Die Wahrheit gesagt, wenn dieß aufgebraucht sein wird, so wird mir kein Pfennig mehr bleiben.... ja, aber die Ueberzeugung, daß ich keine andere Hülfquelle mehr habe, wird mich sparsam machen. Indesß wer weiß, man sagt, daß man mit Geld Geld gewinnt. Ich werde vierzigtausend Francs ein-

nehmen, damit könnte ich irgend eine Spekulation versuchen... bei Gott, es bleibt dabei, ich kündige Alles auf."

Adhemar war von seinem Einfall entzückt. Er ging mit der strahlenden Miene eines Mannes, der ein ausgezeichnetes Geschäft macht, zu seinem Agenten und gab ihm seine Anweisung mit den Worten zurück: „Ich kündige Alles auf. — Sie werden sich doch vorstellen können, daß der Cours fallen wird,“ sagte man ihm, „und Sie wollen es hernach wieder einlösen?“

Um Adhemars Lippen spielte ein Lächeln, indem er murmelte: „Om! kann sein... ich habe andere Pläne! — Sie wissen, wohin man gehen muß, um auf der Börse zu zeichnen! — Ja, ja! o ich kenne den Weg. Unterdessen wollen Sie mir immerhin fünftausend Francs zustellen.“

Man gab Adhemar die verlangte Summe. Er stieg wieder in sein Cabriolet, indem er zu sich sagte: Gehe ich jetzt sogleich zu Bourdichon?... Etwa, weil ich noch nicht gefrühstückt habe, und in all dieser Verwirrung fast vor Hunger sterbe. Gestern Abend beim Nachtessen war ich zu verliebt, um zu essen... Auch jetzt noch bin ich sterblich verliebt, gewiß... aber ein Liebhaber, welcher seit gestern Abend nichts zu sich genommen hat, und zu einem Rendezvous geht, zumal zu einem ersten Rendezvous, das könnte gefährlich werden! Ich weiß wohl, daß ich Mathilden den Vorschlag machen könnte, mit mir zu frühstücken, aber es ist nicht gewiß, ob sie es annimmt,

und dann erlauben uns die Frauen nur zu essen, wenn wir jede andere Unterhaltung erschöpft haben. Also zum Frühstück!"

Adhemar ließ sich in's Café de Paris führen, sagte seinem Kutscher, er solle auf ihn warten, und frühstückte dann, wie Einer, der die verlorene Zeit wieder hereinbringen will, wobei er, indem er den Coteletten die gebührende Ehre anthat, zu sich sagte: „Diese arme Emmeline, die auf mich wartet! sie hat noch nicht gefrühstückt, und in meinem Zimmer ist nichts zu finden... Ach! die Hälfte dieses Apfelgeles... aber sie ist unwohl... sie hatte einen Nervenanfall, und sie darf keinen Hunger haben. Ueberdies ist es ja nicht mein Fehler; aber wenn ich jetzt wieder zu ihr ginge, so würde sie mich nicht mehr fortlassen und ich möchte doch um alle Welt nicht mein Rendezvous mit Madame Bourdichon dahinten lassen; ich muß mich also entschließen, Emmeline ohne Frühstück zu lassen... aber ich werde ihr ein kleines, artiges Mittagessen zustellen lassen, das fein, artig, schmackhaft genug ist, um dies wieder gut zu machen... Sehen wir nach der Uhr... halb zwei... lassen wir uns in die Tuilerien führen: man muß immer der Erste sein beim ersten Rendezvous.“



